L. germ.
19 %

Philologische Belustigungen.

Aus der Brieftasche eines oberdeutschen Schulmeisters.

Zweytes Heft.

L. germ. 19ª
Aurbacher
Ex donat. Molliana.

Philologische Belustigungen.

Aus
der Brieftasche
eines
oberdeutschen Schulmeisters.

Zweytes Heft.

München 1824,
in Commission der J. Lindauer'schen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Poscimur — du wünschest es; und so nehme denn unser interessante Briefwechsel über die Sprache seinen Fortgang in Züchten und Ehren, mit Schimpf und Glimpf, so lange er das Publicum, uns beyde nähmlich, interessiren wird.

Zwar worüber soll ich dir fortan schreiben? Du hast ja das Gesetz und den Propheten Adelung, die Grammatik und das Lexikon. Du kannst, mußt nun selbst nachforschen, nachschlagen, selbst zur Hand und bey Kopf seyn, um die Sprachmaterialien zu sammeln, auszuwählen und zu ordnen. Denn wenn du auch (um wiederum in der Sprache deines Lieblingsfaches mich auszudrücken) ein vollständiges Fundbuch — Inventarium — aller Gewächse sammt ihrer Beschreibung durchläsest, du würdest doch nimmermehr zu einer rechten, genauen Pflanzenkunde gelangen, ohne wissenschaftliche Zergliederung, systematische Zusammenstellung und lebendige Anschauung derselben.

Das letztere ist die Hauptsache; nähmlich: mit eignen Augen sehen, mit eignen Ohren hören — Lectüre und Umgang. Aber nicht so wohl Lectüre neu hochdeutscher Werke, und Umgang mit soi-disants gebildeten Leuten — (du hast es, trotz einem Hochdeutschen, weit genug gebracht im Styl und in der Orthographie, an welcher letztern ich et-

wa nur den Gebrauch des großen Buchstabens in der Mitte zusammengesetzter Hauptwörter tadeln möchte) — sondern Lectüre älterer, in dieser Hinsicht ausgezeichneten Werke, von dem wackern P. Abraham à S. Clara rückwärts, die Dichter des Opitz'schen Zeitalters hindurch, Aventin, Hans Sachs, Luther, — bis auf die Minnesinger und Chronisten der frühern Jahrhunderte, die du aber einstweilen nur von Ferne und obenhin ins Aug' fassen magst; — sodann Umgang mit gemeinem Volke jeden Schlages, Einkehr in Werkstätten, Bierschenken, Aufenthalt auf Schrannen- und andern Märkten, Zwiesprache mit Jedermann, der die Ehre hat, zum Pöbel zu gehören.

Du lachst? Mir ist's aber damit vollkommner Ernst. Oder glaubst du, man könne die reinen und kräftigen Bildungen in den Treibhäusern der vornehmen Welt finden, und nicht vielmehr auf Feldern und in Wäldern der frischen und freyen Natur? Suchst und liebst du aber freylich in der Sprache mehr die feinen, zugestutzten und aufgemutzten Formen, den rein verständigen, kühl besonnenen Anstand in Wahl und Ordnung, die abgebleichte Farbe der Blüthen und den entnervten Trieb ohne Früchte: dann besuche nur die gebildeten Zirkel, die Cotterien vornehmer Hochdeutschen, und die Assembleen klein- und großstädtischer Honoratioren, und lerne darin, wenn du was lernen kannst.

Ich übertreibe aber in Ansehung deiner, und vergesse, daß du dich bloß zum Candidaten der deut-

schen Philologie, nicht, gleich mir, zum Magister hinan bilden willst. Und so mag es mir denn genügen, daß ich dir die Quelle angedeutet habe, ohne von dir zu fordern, daß du mehr thuest, als daraus zu nippen. Wiewohl diese scientia semilibata (nicht penitus exhausta) in gewisser Hinsicht noch ärger ist, als die gröbste Unwissenheit, immaßen sie leicht zu Vorurtheilen und Anmaßungen verleitet. Doch du hast, wie ich dich kenne, ein argloses Herz, einen offenen Kopf, und — kurzum, es macht dir Ehre, daß du's fühlst, es sey Schande, ein deutscher Michel schlechtweg zu seyn und zu heißen.

* * *

Dein Wunsch, daß die Verbreitung der hochdeutschen Sprache unter dem gemeinen Volke, besonders durch den ausschließlichen Gebrauch in Schulen, auf Kanzeln und in Gerichtsstuben, emsig befördert werde, kann nur zum Theil meinen Beyfall gewinnen. Geschähe dieß, unbeschadet des Bestandes und der Fortdauer der gemeinen Mundart, um so mehr der Schul- Kirchen- und Gerichtszwecke: so wäre das Werk rühmlich, und verdiente die Theilnahme aller Gebildeten, würde auch damit nur der Vortheil erreicht werden, daß, wie die französische Sprache in diplomatischen, äußern Verhältnissen aller Nationen, so die hochdeutsche das gemeinsame Verständigungsmittel wäre im Verkehr und Betrieb der genannten höhern Zwecke unter dem gemeinen Volke aller deutschen Lande. Geschähe aber jene Verbreitung auf Kosten der gemeinen Mundarten;

wollte man dem gemeinen Mann nicht etwa bloß das hochdeutsche Jargon bekannt und beliebt, sondern auch seine eigentliche Muttersprache vergessen und verächtlich machen: so wäre das in meinen Augen ein wahrer Vandalismus, eine muthwillige Verheerung des vaterländischen Bodens, eine Ausrottung alter, ehrwürdiger Formen, ja, wie fern die Sprache innigst damit zusammenhangt, der Sitten, der volkthümlichen Denk- und Gefühlsart selbst. Doch dafür ist bey der Biderbheit unsers Volkes noch keine Gefahr; obwohl es an einzelnen Schulmeistern, Prädicanten und Gerichtsschergen nicht fehlen dürfte, die an solchem Raub und Brand gemeinen Wesens Gelüste tragen.

Was ich wünschen möchte, ist dieses: der vornehme Mann soll sich, in Sprache, wie in Sitten, Haus und Hofhalt, zum gemeinen Mann herablassen, seiner einfachen, natürlichen Denk- und Redeweise entgegen kommen, mit Vermeidung des Rohen, Unsittlichen und Unregelmäßigen, was diesem anhangen mag, sein Gutes, Edles, Biderbes annehmen, und ihm auf diese Art als ein verehrungs- und nachahmungswürdiges Beyspiel vorleuchten; — er soll aber diesen nicht, gleichsam an den Haaren, zu sich hinaufziehen wollen, nicht sein apartes und nobles Reden und Thun als Regel und Muster ihm anempfehlen, nicht fremd thun bey seiner gemeinen Ansprache und seinem schlichten Benehmen ihn die Ueberlegenheit, die schon das vornehme Idiom gibt, nicht fühlen lassen, vielweniger ihn stören, ta-

deln wollen in der einfachen Ausdrucksweise, die, wie alles wahrhaft Edle und Gediegene, etwas Bescheidenes und Schüchternes an sich hat.

So war es, und so soll es seyn. Wir hörten noch, vor nicht gar langer Zeit in unsern Landen, selbst von der Kanzel herab, den gemeinen Mann in einem, seiner Mundart verwandten Hochdeutsch anreden, und wo es jetzt nicht mehr geschieht, da finden sich, wett' ich, mehr schlaftrunkene und geschlossene Augen, als offene und aufmerksame Ohren unter den andächtigen Zuhörern. Man verlacht und verspottet die Einfalt jener Zeit, als regel- und geschmacklos. Aber jene Redner (ich meine die bessern) wußten gar wohl, was sie wollten, und sie hatten meines Erachtens Recht. . . Der geistliche Volksredner soll sich, seine Gelahrtheit und seine sogenannte Kanzelberedsamkeit, verläugnen; er gehe nicht bey Cicero, Muretus und Bossuet in die Schule (eher noch bey Demosthenes, Luther und Fenelon), sondern beym Volke, und mache sich dessen Denk- und Redeweise zum angelegentlichen Studium; er schöpfe seinen Stoff nicht aus Moralsystemen und Sammlungen kunstgerechter Predigten, sondern aus den ersten Quellen, aus der Bibel, die selbst das populärste Buch ist, und aus der Natur; er spreche in Gleichnissen und Beyspielen, und zwar in solchen, die in dem Kreise der Erkenntniß und der Erfahrung des gemeinen Mannes liegen; er wähle Redensarten, die man in hochdeutschen Stylistiken als gemein bezeichnet, welche aber dem Volke als alte Be-

kannte lieb und werth sind; am wenigsten verschmähe er die Sprichwörter, in denen ohnehin aller Schatz der Volksweisheit verborgen, und dem Verstande des gemeinen Mannes so nahe liegt; er werde, mit Einem Worte, unter Bauern — zum Bauer, ja er kleide sogar alle seine Begriffe, Gefühle (wie es Göthe von den Hebel'schen Gedichten rühmt) in diese Bauerntracht, und thue überhaupt weder selbst vornehm, noch sage er vornehmes. Dann aber, wenn er in diesem Geiste des Volkes spricht, wird sich gleichsam von selbst auch der Buchstab des Volkes in seiner Rede einfinden und anschmiegen; denn ein solcher Redner, wenn er anders Geschmack hat, wird sogleich fühlen, daß sich das Volkthümliche nur volkthümlich am besten geben lasse, und daß, wo der Gedanke zum Verstande des gemeinen Mannes herabsteigt, auch der Ausdruck sich in dessen Mundart wie von selbst kleide. . . Und so scheint mir denn der nackte gemeine Dialekt eines geistlichen Volksredners keineswegs geschmacklos, und immer noch natürlicher und anständiger zu seyn, als der erkünstelte eines rein und fein seyn wollenden Hochdeutschen; denn, abgesehen auch von andern Mißständen, wird doch, trotz dem hochdeutschen Firniß, womit er seine Muttersprache überzieht, überall die Grundfarbe des baierischen, schwäbischen, sächsischen Dialekts sichtbar seyn; unter allem Kauderwälsch ist aber das vornehm gekleidete Hochdeutsch, durch welches hie und da ein sorgsam verhüllter Provinzialismus guckt (wie ein grobes Unterfutter durch

ein Loch im Gewand) das Auffallendste und Widerwärtigste.

So war es ehedem nicht, und so soll es nicht seyn. Selbst Gebildete und Gelehrte, welche ihr Hochdeutsch gar gut verstanden, sprachen und schrieben, bedienten sich der gemeinen Mundart in gesellschaftlichen Unterhaltungen, unter sich, im Handel und Wandel des öffentlichen Lebens, in ihrem Hause gegen Weib, Kind und Gesind. Ohne sich der Muttersprache ihrer Landschaft zu schämen, (wie es heut zu Tage so vielen gemuthet), und einen eingebildeten Vorzug darein zu setzen, daß sie die Schriftsprache, die ihnen in der Schule, eine Reihe von Jahren hindurch, eingetrichtert worden, richtiger und fertiger sprechen, als der gemeine Mann: betrachteten jene wackern Männer es sogar als eine Art Ehrenpunct, ihre vaterländische Abstammung bey jeder Gelegenheit dadurch kund zu thun. Das Hochdeutsch galt ihnen nur als Mittheilungsmittel in den höhern Verhältnissen des Amtes, der Kunst und Wissenschaft, und ehrten und übten es als solches. Im Uebrigen aber schlossen sie sich, wie im Gemüth, so in der Sprache und der Sitte, an's Volk an, dem sie der Geburt nach angehörten.

Um jedoch der Wahrheit Zeugniß zu geben, und nicht als laudator temporis acti zu erscheinen, so kann ich dir nicht verhehlen, daß jene Gebildete und Gelehrte, die, während sie des Oberdeutschen achteten, nicht minder des Hochdeutschen sich befleißigten, keineswegs alltägliche Erscheinungen waren.

Gar viele trugen an sich die Spuren der Unbill der Zeit und der Erziehung, welche unter den höhern Ständen, und bey denjenigen Individuen, die sich zu ihnen hinan bildeten, entweder eine französische oder eine lateinische war, aber keine deutsche. Daß z. B. die baierischen Schriftsteller (mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen) in Ansehung des gefälligen und gediegenen Styles hinter ihnen norddeutschen Brüdern zurückgeblieben sind, ja nicht einmahl mit ihren österreichischen und schwäbischen Nachbaren gleichen Stand gehalten haben, ist eine schwer zu läugnende Thatsache, die sich aber schon aus der berührten Ursache und andern mißgünstigen Umständen leicht erklären läßt. —

* * *

Das war Wasser auf deine Mühle. Doch das, was sie mahlte (muhl, sagt der Sachse), ist beynahe nur flüchtiges und nichtiges Spreu. Denn die Fehler, die du den oberdeutschen Schriftstellern zu Schulden schreibst, sind meistens noch von der Art, daß sie, als gut oberdeutsche, und mithin als rechtdeutsche Formen gerechtfertigt werden können; auch kenne ich das Klaglibell, woraus du das Sünden-Verzeichniß abschriebst, gar wohl, und mißbillige es, so daß ich mit der Zeit eine Replik dagegen einzureichen gedenke. Und die Vorwürfe endlich, die du nebenbey dem Dialekt machest, wie fern er wenigstens Einfluß übet auf die Schriftsprache der Oberdeutschen, trifft nicht ihn (er ist als solcher, so unförmlich er auch dem Hochdeutschen erscheinen mag,

regelgemäß und folgerichtig), sondern nur diejenigen, welche, aus Unwissenheit oder Unachtsamkeit, in den hochdeutschen Aufzug einen provinziellen Eintrag (Wäfel) machen, und so ein kunterbuntes Gewebe, das weder „fein" noch „grob" ist, zu Stande bringen. Der Fall, den du deßhalb mit besonderm Nachdruck in Erwähnung bringest, ist mir ganz recht, und es wird mir nicht schwer fallen, meine frühere Behauptung zu beweisen: daß nähmlich der Dialekt in jenen Fällen, wo er in der Dehnung und Schärfung vom Hochdeutschen abweicht, doch einer bestimmten Regel folge.

Die germanische Ursprache kennt weder eine Dehnung noch eine Schärfung, sondern lediglich nur eine einfache, nackte Position — kin, sku, skip, bit, han, her, sip, not u. a. m., wogegen wir Kinn, Schuh, Schiff, Bitte, Hahn, Heer, Sippe (Sippschaft), Noth schreiben und sprechen. Dort ist, wie du siehst, kein Vocal verdoppelt; vielweniger kommt ein h, als Dehnungszeichen vor; selbst Diphtongen erscheinen meistens nur als zufällige Bezeichnungen einfacher Vocale, z. B. Aug st. Og. Auf der andern Seite findet in der ältesten Sprache beynahe nirgends eine Verdoppelung desselben Buchstabens statt; und die Anhäufung mehrerer verschiedenen Consonanten vor und nach dem Wurzelvocal hat auf die Schärfung des Vocals so wenig Einfluß, als die Verminderung derselben auf dessen Dehnung.

Wie es gekommen sey, daß die Schriftsprache

allmählig die Dehnung und Schärfung eingeführt habe, läßt sich leicht erklären. Da die Wörter durch die Ableitungs- und Beugungssylben an Umfang gewannen, so daß manchmahl die Grundsylbe selbst dadurch, dem äußern Scheine nach, in Schatten gestellt wurde: so wollte man die letztere vor den erstern (so wie auch umsomehr einsylbige Grundwörter z. B. Ehe st. E) durch Verdoppelung der Vocale und Consonanten herausheben, wodurch denn die Accentuation theils durch Dehnung, theils durch Schärfung des Grundvocals sicht- und hörbar bezeichnet werden sollte.

Du siehst hieraus, daß der schriftdeutsche Gebrauch der Dehnung und Schärfung keinen wesentlichen, wissenschaftlichen Grund, sondern nur einen zufälligen, methodischen Nutzen habe.

Diesen methodischen Nothbehelf bedarf aber eben die oberdeutsche, nahmentlich die baierische Mundart nicht. Sie, als eine der ältesten, ist auch der Natur, der ursprünglichen Sprache, am getreuesten geblieben; sie braucht darum weder eine Dehnung noch eine Schärfung, sondern es kündet sich in ihr jede Form, nach Maßgabe ihres Werthes, einfach und natürlich an. Denn wenn sie auch, wie jede gebildete Sprache, ihre Derivationen und Flexionen hat, und damit das Wurzelwort umhüllt und ausstattet: so sind dieß eben nur Hüllen, durch welche der Leib, das Wesen und der Kern des Wortes durchdringt. Die Vocale der Ableitungs- und Beugungssylben sind im Munde des Oberdeutschen nur

stumme Wegweiser, und die Consonanten derselben nur dienende Begleiter. Das eigentliche Wort aber, der Träger des Sinnes, tritt vernehmlich und herrisch auf, ohne eines erkünstelten Dehnens oder Schärfens seines Lautes zu bedürfen. Dem Hochdeutschen und dem Ausländer erscheint darum der Dialekt, wegen dieses kecken Einherschreitens der Wörter, (die hochdeutschen trippeln nur) holperig und schwerfällig; in der That aber ist es ein ebenmäßiger Schritt, der auf festem Grund und Boden fußet, und in sicherer und stolzer Ruhe sich fortbewegt.

Nun sind wir da, wo ich dich haben wollte; und der Aufschluß jenes Räthsels ist leicht. Wenn nähmlich der Baier nicht dehnt oder schärft, wo es der Schriftdeutsche thut, so scheint es, daß er im ersten Falle die Sylbe schärfe, im zweyten dehne, mithin das Gegentheil thue. Um dasselbe Beyspiel zu gebrauchen: der Schriftdeutsche sagt: ich nehme, und: ich habe genommen; der Baier dagegen: i nem (eigentlich nim): und: i hab' g'nom'n. Indem er daher im ersten Falle dem Consonanten m seinen bestimmten Laut gibt (ohne ein nachtretendes, leitendes e), und im zweyten Falle dem Vocal o den gerechten Tribut zollt: so lautet es dem hochdeutschen Ohre, als wenn er dort den Consonanten, hier den Vocal auszeichne. Es ist aber in der That nicht so; er gibt nur einem jeden, was Rechtens ist. Er schreitet (laß mich das obige Gleichniß gebrauchen) in einem natürlichen, einfachen Schritte einher zwischen dem erkünstelten, bald gedehnten, bald geschärften

Schritte des Schriftdeutschen, und scheint darum diesem bald voran zu eilen, bald nachzukommen. Er aber hat Recht, weil er, wie bewiesen, Recht thut.

Aber Unrecht hat er, das geb' ich zu, wenn er diese seine, obgleich an sich richtige und folgerechte Sprachweise auf die hochdeutsche Sprache und Schrift überträgt; wenn er nemmen und genohmen lies't und schreibt, als ein Hochdeutscher; und die Formen seiner Natursprache in die Gebilde der Kunstsprache überträgt, und sie darum verunziert. Er mag immerhin zu „Weib, Kind und Gesind" gleichsam von Ehle (Elle), Fiisch (Fisch), fal'n sprechen; er gibt dann nur dem Vocal, was des Vocals, und dem Consonanten, was des Consonanten ist. Will und muß er sich jedoch zu der hochdeutschen Art erheben, so muß er freylich auch zu der hochdeutschen Unart sich herablassen.

Indessen dünkt mir dieser Fehler noch nicht so groß zu seyn, daß man deßhalb so viel Aufhebens machen könnte. In Ansehung gar vieler Wörter ist es, selbst unter den Hochdeutschen, ohnehin noch nicht ganz ausgemacht, ob ihre Grundsylben gedehnt oder geschärft werden sollen, z. B. die mit ch und sch enden; und wenn es in Ansehung anderer auch ausgemacht wäre (unter den Adelungianern nähmlich), so könnte dagegen oft ein gründlicher Protest eingelegt werden; z. B. hinsichtlich des mehrgenannten nehmen, wofür (nebst andern) sogar der gelehrte Sprachforscher Fulda nemmen (und als

Beyspiel des Gegentheils, gewieser st. gewisser) schreibt. Sodann könnte man einem unduldsamen Hochdeutschen ebenfalls manche Unregelmäßigkeit vorwerfen, und dadurch die Anschuldigung einer folgewidrigen Schreib- und Sprechweise auf ihn zurückschieben. So spricht und schreibt er (um bey dem gegebenen Falle zu bleiben) z. B. Hölle und Höhle, Müller und Mühle, Staat und stattlich, obgleich diese Wörter je zwey und zwey zu Einem Stamme gehören. Ja, er spricht sogar schprechen, oder schreibt doch nicht sreiben. Der Niederdeutsche ist hierin consequenter, wenn er das sch so fern gar nicht kennt, so wie der Oberdeutsche, besonders der Schwabe, wenn er das s, in Verbindung z. B. mit t, nicht nur am Anfang, sondern auch zu Ende der Sylbe, als ein sch — ischt, bischt — verlauten läßt.

Doch indem wir die Schuld auf einen andern schieben, weisen wir sie darum noch nicht von uns ab. Es bleibt uns hier nichts anders übrig, als (wie in Fällen der Sittlichkeit) den eignen Fehler anzuerkennen, und den fremden zu entschuldigen. —

* * *

Du fragst mich, wie man die zwey, in unserm Lande, und im gemeinen Leben so sehr üblichen Wörter: Wiesmath (?) und Egert (?) schreiben soll? — Ich erkenne die schlaue Fuchsnatur unter dem dummen Schafsfelle deiner Frage. Du wußtest, daß mich, wie dich, hier Adelung sitzen lasse, und du gedachtest somit den Philologen in Versuchung

zu führen. Ich werde dir aber Antwort geben, sobald ich vorerst deine Frage zurück gewiesen habe.

Diese nähmlich ist von der Art, daß ich Schulmeister sie nicht einmahl einem Schüler beantworte. Wenn mich einer fragt: Wie schreibt man dieß Wort? so frage ich entgegen: Woher stammt das Wort? Und erst dann, wenn er sich auch hierin nicht aufzuklären vermag, leuchte ich ihm mit der philologischen Lampe, auf daß er's so fort suchen und finden möge. Um was es deßhalb langsamer geht, um das geht es desto tiefer; so wie es mir überhaupt im Unterrichte weniger darum zu thun ist, daß die Schüler capiren, als vielmehr daß sie capiren lernen.

Der Schlendrian, der noch in unsern deutschen Schulen herrscht, ist nirgends sichtbarer, als in der Art, wie man Orthographie lehrt, so wie in den orthographischen Lehrbüchern selbst. Man höre einmahl die Grundregel, die man darin aufstellt: Schreibe, wie du sprichst. Fragt man aber dann, wie man sprechen soll, so heißt es: Sprich, wie du schreibst. Wenn das kein Zirkel eines Esels ist, der in der Mange geht, so weiß ich keine curvam von einer recta zu unterscheiden. Die beyden andern Hauptregeln, von der nächsten Abstammung und dem allgemeinen Schreibgebrauch, sind um nichts besser; jene hat beynahe eben so viele Ausnahmen, als regelmäßige Fälle; und diese haut den Knoten entzwey, ohne ihn zu lösen, — eine Manipulation, die ignoranten Faulenzern eben so bequem ist, als genialen manchmahl nothwendig. Guten Köpfen aber,

nachdem sie einmahl fleißige Hand angelegt, ziemen freylich solche excentrische Einfälle; und ich halte es nicht für das letzte Verdienst Adelungs, daß er gegen die flüchtigen Neuerungsgrillen Gottsched's u. a. die Autorität des Schreibgebrauches, und z. B. (mit Hamann) die Legitimität des Buchstabs h, so wacker vertheidigt hat.

So verlassen uns denn auch anfangs, in den, von dir angezeigten drey Fällen, die Grundregeln der „gemeinen" Orthographie, die Aussprache, und der Schreibgebrauch; aber zuletzt, nachdem wir dem ursprünglichen Wesen jener Wörter gehörig nachgespürt, und sie unter irgend eine Classe deutscher Wörter gebracht haben, werden sich uns, vermittelst der Analogie, jene Hülfsmittel von selbst darbiethen, um, in Uebereinstimmung mit der innern Organisation, die äußern Merkmahle jener Wörter zu erkunden und festzusetzen. Ich gehe an die Untersuchung.

Unter Wiesmat verstand man ursprünglich so viel Wiesen- und Graswuchs, als ein Mann an Einem Tage oder vielmehr Morgen mähen kann. Der Bedeutung nach, ist also dieses Wort mit Jauchert analog, so fern man darunter so viel Ackerfeld verstand, als mit einem Joch (Schwäb. Jauch anderswo Juch) Ochsen in einem Tage gepflügt (ären, Art) werden kann. Die Etymologie jenes Wortes liegt daher nahe. Es ist verderbt aus Wies-Mahd, so wie Jauchert aus Joch-Art. Solche Zusammenziehungen sind im Munde des gemeinen Mannes sehr im Gange, wie ich dir sogleich im folgen-

den noch ein Beyspiel zeigen werde. Es entsteht hier nur noch die Frage, ob man in der Schreibweise dieses Wortes lieber der Aussprache, oder der Abstammung folgen soll. Ich denke, der erstern, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil kein Grund vorhanden ist, davon abzuweichen, indem der Schriftgebrauch bereits analoge Fälle aufweiset, und überhaupt d und t, besonders am Ende der Wörter, leicht in einander übergehen, wie z. B. in Wat, Gewebe, Kleid, wofür die Alten auch Wad, und wir Neuern, mit dem eingeschobenen Nasenlaute, Wand, Gewand schreiben. Aber dein Wiesmath wäre ein großer Fehler, den ich doppelt unterstreichen müßte, weil diese Form wohl gar auf die Ableitungssylbe ath verführen, und das ganze Wort um seine Bedeutung bringen dürfte.

Egert. Die Bedeutung auch dieses Wortes kann uns auf die Abstammung desselben leiten. Man versteht darunter ein ehemals bebautes Feld (im Gegensatz zum Brachfeld und Wiesboden). Weiß man nun, daß die Form e statt ehe in den alten Schriften durchaus vorkommt, und daß Garten ursprünglich ein eingefriedigtes Feld überhaupt bedeutete: so hat man die, mit der Bedeutung übereinstimmende Form: Ehegarten. So (Eh'garten) lautet es auch noch in einigen oberdeutschen Gegenden; in andern wohl auch Egart. Selbst aber jene erstere, am meisten verstümmelte Form kann in der Schrift beibehalten werden; denn erstens

kommt es nur im gemeinen Leben vor und für das gemeine Leben (worein wir Schulfuchsen keine unnöthigen Eingriffe machen sollen); sodann hat es z. B. in dem schweizerischen Wingert, was einen Weingarten bedeutet, und im schriftdeutschen Winzer, was (nach Adelung) aus Weinzieher zusammengezogen ist, sehr gute, durch ihr Alter ehrwürdige Kameraden und Freunde, denen wir denn auch, trotz ihrer verkrüppelten Form, noch ferner Achtung erweisen und Herberg gestatten wollen.

Und somit hoffe ich denn, daß ich deine Zweifel gelöset, und deine Listen vereitelt habe. Kommst du mir aber noch einmahl mit solchen Kreuz- und Quer-Einfällen, so schicke ich dir, statt der Beantwortung, auf deine Rechnung, einen Frachtwagen voll Idiotiken *) damit du dir und dich selbst suchen und versuchen könnest, ob du etwa etwas finden mögest.

* * *

Ich rathe dir ein für allemahl, daß du dich mit deiner Frau in Sachen der Sprache, so wie des Geschmacks und des Hausregiments, in keinen Streit einlassen sollst. Du magst mit noch so vielen Gründen gegen ihre Behauptungen losziehen; die ihrigen haben Grund, und sie hat darum Recht. Sie folgt der Natur, der das Weib näher steht, als der Mann, und dem Gefühle, welches mit jedem Verstande es aufnimmt. Nach

*) Das vollständigste Verzeichniß aller Idiotiken und idiotischen Beyträge findet man in dem (Wiener) Anzeiger für Literatur und Kunst. 1822.

dem Warum dürfen wir freylich in solchen Fällen nicht fragen; denn dieß liegt den Frauen wie den Kindern, mehr in dem Herzen, als auf dem Munde. Aber das Wie ist ihnen ganz klar, und darüber können sie uns vollkommen Auskunft geben — wenn sie eben nur auch wollen.

Um auf deinen Casus zu kommen, so wähle ich, zum Beweise des Gesagten, unter den Wörtern, worüber ihr euch gezankt und geneckt habt, nur ein einziges, das in deiner hochdeutschen Mundart „Unschlitt", in ihrer oberdeutschen aber „Inselt" lautet.

Daß ich hier sogleich ihre Parthey nehme, geschieht nicht sowohl aus der mir angebornen Galanterie, oder gemäß der obigen eben so klugen, wie guten Bemerkung, als vielmehr wegen des nahe liegenden natürlichen Umstandes, daß die Wörter aus dem gemeinen Leben sich im gemeinen Leben, in dem Munde des Volkes, oft reiner und sicherer erhalten haben, als unter der Obhut und Vormundschaft der Schriftgelehrsamkeit. Wenden wir nun diesen Erfahrungsgrundsatz auf unsern Fall an, so können wir vorläufig, als Hypothese, die Form Inselt als die richtige annehmen — und müssen sie wohl zuletzt (nach dem Gesetze einer Hypothese) als solche annehmen, wenn sich auf diese Art die Abstammung leicht nachweisen läßt. Diese kann aber geschehen. Die Wurzel ist Sal (Sål, und Sel,) was überhaupt Fett, Schmutz u. dgl. bedeutet. Salbe stammt davon ab (eine Ableitung, wie

gelb von gel, selb von sel, falb von fahl, Farbe von Far u. s. w.); und im oberdeutschen sal, schmutzig, lebt die Wurzel noch fort. Mithin wäre denn Insel, wörtlich, das innere thierische Fett, oder das Fett des thierischen Eingeweides... Die übrigen provinziellen Formen, als Inselt, Inschlitt, Inschlicht, sogar Unschlitt und Unschlicht lassen sich in jener reinen, ursprünglichen Form leicht erkennen oder doch daran nachweisen. In Inselt hat sich das t euphonicum angeschmiegt, wie in den ebenfalls oberdeutschen selbt st. selb (wofür die Hochdeutschen gar selbst sagen) u. dgl... Die Formen Inschlitt und Inschlicht sind Adjectiv-Formen (wie Mensch st. män-isch von Man, Mann.) Es ist hier nähmlich die oberdeutsche Ableitungssylbe licht, wie z. B. in gelblicht, grünlicht... Insellicht oder Inslicht (wie man es mitunter auch hört) widerstrebt aber der Natur des oberdeutschen Organs dieses bildet daher aus sl, instinctartig, schl,— und aus derselben Ursache, weil die Form schlicht z. B. dem Organ des Sachsen, zu hart fallen mag schlit... In der hochdeutschen Form Unschlitt welche sich am meisten, wie esoft der Fall ist, von der ursprünglichen entfernt hat, wäre nur noch zu erforschen, wie das un an die Stelle des in getreten. Wenn wir aber wissen, daß die Vocale leicht in einander laufen und sich auswechseln, ohne den Sinn des Wortes zu verändern, und daß ins Besondere das un ursprünglich in gewissen Fällen gleich

bedeutend mit in gewesen ist: so fällt eine weitere Frage in Ansehung dieses Punctes von selbst weg.

Und so wäre denn dein hochdeutsches Wort so recht kauderwälsch (wie es denn wirklich auch, wie ein abgehauener und verdorrender Zweig da liegt, dessen Stamm die Hochdeutschen, mit Adelung, vergebens aufsuchen), und deine Frau hat mit ihrem Grunde Recht, und du mit deinen Gründen Unrecht. Und ich glaube, daß ich eben darum, weil ich auf jenem Grunde meine Gründe aufbaute, das Werk recht angegriffen und vollbracht habe. Doch möchte ich meine Meinung nicht hartnäckig behaupten, und sie als unfehlbar ausgeben, wär's auch nur aus freundschaftlicher Rücksicht, um dir nähmlich die Scham und Schande zu ersparen und — die Strafe des Pantoffels.

* * *

Bis unser Briefwechsel neuerdings in regelmäßigen Gang kommt, will ich dir, von Zeit zu Zeit, wieder einige Proben von oberdeutschen Wörtern und Redensarten zum Besten geben — gleichsam als Brosamen von dem Tische reicher Prasser, woran sich ein armer Hochdeutscher zur Noth ersättigen mag. Sie sollen einsweilen nur dein Gelüste vermehren nach dem, was weiter noch in unserm Sprachschatze verborgen liegt, und was sicherlich so viel ist, daß es, mit Inbegriff dessen, was Adelung bereits aufgenommen, ein stattliches Lexikon ausmachen würde — ohne meinen Commentar, der ein eigenes, (hoffentliches unsterbliches!) Werk abgeben wird. Uebrigens will ich nicht gut stehen, ob nicht ein und das

andere Wort auch andern Provinzen, ja (wie z. B. beiten) ganz Deutschland angehöre. Desto besser dann, wenn es sich auch anderswo, überall einheimisch findet; es wird sich desto leichter Platz machen, trotz dem Vornehmthum hochdeutscher Philister.

Der Adebar, der Storch, besonders in der Kindersprache. Das Wort ist alt; und lebt noch fort in Ober= und Niederdeutschland. Claudius, der kindliche, hat es auch, hinter dem Rücken der Adelungianer, für immer ins Hochdeutsche eingeführt, und als echt geadelt. Mütter und Kinderschriftsteller mögen es wenigstens beybehalten; denn wenn sie z. B. ihren Kleinen versichern wollen: der Storch habe ein Kindlein gebracht, so glauben's sie kaum; aber dem „Adebar" trauen sie schon mehr, ja alles, zu; er erscheint ihnen, obgleich in Storches Gestalt, mit einem wunderbaren, geheimnißvollen Wesen, wie die Vögel Greif und Phönix. So viel vermögen Worte, wenn sie nur recht gewählt werden ... Bey dieser Gelegenheit empfehle ich hochdeutschen Müttern ein ähnliches, allerliebstes Kinderwort, schwäbischen Stammes; es ist das Eylein (Eyle) wenn das Kind Mund, Wange oder sonst das nächste beste dem mütterlichen Munde, mit dem zärtlichen Rufe: Ey! Ey! nahe bringt und überaus freundlich thut. Was will dagegen alles Küssen und Bussen und „Schmatz geben" bedeuten!

Arnen, erarnen, erwerben, verdienen. Das primitive Wort scheint aren, ären, pflügen, zu seyn; das, was durch den Pflug, überhaupt den

Ackerbau, erworben wird, heißt demnach die Aernte, (Notker arnot), der Verdienst. Wahrscheinlich stammt auch das hochdeutsche: Arbeit davon ab, oder vielmehr, es ist wohl nur eine andere Form von Arnde (Arwdt). Erarnen wäre darum gleichbedeutend mit erarbeiten. Man sieht aber sogleich, daß es, in jeder Hinsicht, grammatisch und rhythmisch, dem andern vorzuziehen ist. Besonders dürfte es dem Dichter willkommen seyn, theils wegen seiner reinen Bildlichkeit, (verdienen und erwerben sind zu abstract) theils auch wegen seiner Gefügigkeit in die Versform (wofür erarbeiten überall ungeschickt ist). Uebrigens hat dieß Wort im gemeinen Leben, so wie im Altdeutschen, zahlreiche und natürliche Ableitungen. Z. B. die Arnung, Verdienst, der Arner, Schnitter, der Artlohn, Fränk., Schnitterlohn, der Arnmonath, der August Carls des Großen; die oben genannten nicht zu gedenken.

Beiten, borgen und warten. Selbst nach Adelungs Bemerkung war dieses Wort ehedem in allen Provinzen üblich, so wie es denn auch in den nächst verwandten Sprachen des Auslands noch fortlebt. In Oberdeutschland kennt man es durchgehends, obgleich in provinziell abweichenden Lauten (z. B. Baierisch: boaten). Schon um dieser Gründe wegen verdiente es in unser Schriftdeutsch aufgenommen zu werden; sodann auch darum, weil es in die Sphäre seiner allgemeinen Bedeutung jene beyden Wörter einschließt, und deßhalb so oft gebraucht werden kann, als das Warten ohne Beziehung

auf ein bestimmtes Object ausgedrückt werden soll. Z. B. Mir fehlt es, wo nicht an Geduld, doch an Geld und Zeit, um allen Menschen zu beiten. — Dasselbe gilt auch vom Substantiv: die Beit, Beite, Verzug, Warte, Borg. „Es hat Bit" (es leidet Frist) sagt der Minnesinger. Zu bemerken ist noch, daß borgen, im Munde des Baiers, so viel als warten, harren bedeutet: ein Beweis, daß die ursprüngliche Bedeutung auch dieses Wortes allgemeiner war, als die heutige.

Blau. Dieses Wort, in den Redensarten: Es wird mir blau vor den Augen — blauer Dunst — blauer Montag: hat mit dem schriftdeutschen nichts gemein, weder die Abstammung, noch die Bedeutung. Es ist provinziell und gehört nur dem gemeinen Leben an, obgleich es bereits (wie wir es von noch vielen dieser Art hoffen dürfen) ins Schriftdeutsche aufgenommen worden ist. Das oberdeutsche blau ist nur eine andere Aussprache des niederdeutschen flau, und beyde stammen zunächst von lau ab, das wiederum mit Lohe, glühen u. a. verwandt ist. Blau heißt demnach ursprünglich kraftlos, ohnmächtig (daher die R. A: es wird mir blau vor den Augen); dem zunächst betäubend, („blauer Dunst, blaues Wunder"), und endlich fig. toll („blauer Montag" der Handwerksburschen, wo sie, was sie am Sonntag versäumt haben, z. B. an Fraß und Soff, fleißig einzubringen suchen).

Dachtel und Dusel, Faunze und Fla-

sche, Husche und Hutsche, Waffel und Watsche u. a. — lauter oberdeutsche Maulschellen und Ohrfeigen. Heut zu Tage sind jedoch diese Wörter nicht mehr so gang und gäbe, weil die Handlungen vor Gericht theuer, und darum im Leben und in der freundschaftlichen Unterhaltung selten geworden sind. Ehemals war es aber anders; da gabs unter uns mehr Ohrfeigen, gutgemeinte, als dermahlen redliche Handschläge. Schon der ehrliche Joh. Agricola bemerkt diese Eigenthümlichkeit, das Handsame und Handveste, an den Schweizern (diese drohen und lohnen gar mit „wetterlichen" Ohrfeigen), Baiern und Schwaben. „Die Sachsen, sagt er, sind gewohnt guter Ruhe und Stille, haben ihre Weichbild und Landrecht, deß halten sie sich. Die Schwaben und Baiern sind nahe bey Schweiz, des Kriegs gewohnet; darum sind es Machthansen und aufrühreriſche Köpfe, die gern hadern und zanken. Wenn ein Sachse getrunken hat, so geht er schlafen; wenn ein Schwab oder Baier getrunken hat, so will er fechten. Darum reimen sich solche Köpfe nicht zusammen."

Drum und dran — eine sehr bezeichnende Phrase, wodurch man den Zustand ausdrücket, wo man an ein Werk geht, ohne eben noch Hand anzulegen. Der Mahder z. B. ist drum und dran, wenn er die Sense ansetzt, obwohl er indessen, ehe er sie in Schwung bringt, noch mancherley unternehmen kann — z. B. in die Hände speyen (spucken) — vor sich, die Wiese entlang, hinaus lugen —

die Sense noch einmahl prüfen und in etwas nachwetzen — einen Brocken Brot, einen Schluck Bier (der Krug steht noch neben ihm) zu sich nehmen — bis er endlich gemächlich wieder Posto faßt, das Augenmaß nimmt, und in Gotts Nahmen drein haut. Dieses „Drum und dran" kannst du bey deinen Tagwerkern täglich in Erfahrung bringen. — Aber auch auf sublimere Gegenstände läßt sich die Redensart recht gut anwenden: z. B. die Mathematiker sind drum und dran, das perpetuum mobile zu erbauen — die Philosophen drum und dran, ein Universalmittel zu dem ewigen Frieden zu erfinden — die Theologen drum und dran, eine allgemeine Kirchenvereinigung zu stiften. Es kann aber noch eine geraume Zeit vergehen, bis sie, nach vielem „drum" endlich „dran" seyn werden.

Sich ducken und schmucken: statt: sich beugen und schmiegen. Das erstere Wort ist schon von Adelung ins Hochdeutsche aufgenommen worden; das andere verdient es nicht minder. Es ist das Intensivum von *schmiegen*, wie *bücken* von *biegen*, *zucken* von *ziehen*; *placken* von *plagen*, *nicken* von *neigen* u. s. f.; mithin, wie diese, formgerecht. Ich möchte es aber wenigstens in der genannten Reim-Phrase gebraucht wissen (wiewohl wir auch dafür *biegen* und *schmiegen* setzen können); und um dieser Reimform willen auch sodann *bucken* *) und *schmucken* in Vorschlag brin-

*) Die oberdeutsche Form, statt *bücken*.

gen. Solche geistig vermählte Wörter, welche die Sprache einmahl verbunden hat, (z. B. Lug und Trug, Schutz und Trutz, Saus und Braus, Knall und Fall, Dach und Fach, Rank und Schwank) sollte der Redekünstler nie trennen. Es sind theure Erbstücke von unsern lieben Altvordern, die sie mit besonderm Bedacht also gestaltet und gefügt haben — wahre Zierathen in dem Gewebe der Rede, die, also mitunter verblümt, sich ungemein gut ausnimmt.

Falter, Zweyfalter oder Zwiefalter — Papillon. Ein unglücklicheres Wort für diese schönfarbige Ephemere hätte der Hochdeutsche kaum wählen können, als das Wort Schmetterling. Denn trauen wir der Erklärung Adelungs, so stammt dieß Wort von dem Niederſ. smiten, schmeißen, ab; und das Insekt hieße demnach so, weil es seine Eyer in Menge auf alle Gegenstände schmeißt (daher es auch anderswo, noch derber, Raupenschmeißer heißt). Wer ihm diesen Spitznahmen zuerst aufgebracht hat, der war gewiß ein recht prosaischer Mensch; wie hätte er sonst vor dem schimmernden Gefieder den garstigen Nebenumstand hervorziehen, und das schöne Thierchen vor aller Welt so prostituiren können! Kein Wunder, daß die delicatern Deutschen lieber eine Benennung dafür in der Fremde suchten; obwohl wir auch zu Hause schon, wie beynahe immer, zehn andere gleichbedeutende haben; z. B. (außer den oben genannten oberdeutschen) Sommervogel, Tagvogel, Mayvogel (wie schön!), Mühlmahler (in

Baiern), und beynahe in jeder Provinz andere z. B. im Ditmarsischen Botterlikker.

Fäsig, ein oberschwäbisches Wort, welches so viel als „selten, theuer, gesucht" bedeutet; von dem alten, dort ebenfalls noch üblichen fasen, suchen. Genau übereinstimmend wäre bloß das hochdeutsche „gesucht." Die Participalform ist aber immer nur als ein Nothbehelf eines mangelnden Adjectivs anzusehen. „Das Getreide ist fäsig" drückt den Begriff ungleich besser und formgerechter aus, als: „Das Getreide wird gesucht." Das Wort selten paßt für unsern Fall gar nicht; und theuer drückt mehr den Nebenbegriff des Kostens, als des Mangels aus. Das Getreide kann theuer seyn, ohne daß es darum fäsig wäre; z. B. in einer erkünstelten Theuerung (Theure, sagt der Oberdeutsche richtiger). Das wissen die Kauderer (Korn-Kipperer) am besten. Es wäre darum rathsam, daß dieß Wörtlein ins Hochdeutsche aufgenommen würde; es würde seinen Platz recht gut einnehmen, ohne einem andern sinn- und lautverwandten den mindesten Eintrag zu thun.

Die Gaufe, Gofe, die Handhöhle. Dieß, an sich uralte Wort kommt zwar in jener ursprünglichen Bedeutung auch im Dialekt selten mehr vor (wohl aber die Ableitungen); es verdient aber ins Leben zurück gerufen und in die Schrift aufgenommen zu werden, schon darum, weil es der Schrift an einer einfachen Bezeichnung jenes Theils des menschlichen Körpers ermangelt. Dasselbe gilt z. B. auch von dem ebenfalls alten, und noch im gemeinen Leben

der Oberdeutschen gewöhnliche Uechse, Uchse, Höhle unter dem Arm (Sieh Adelung v. Uchse). Das erstere Wort gehört übrigens zu dem zahlreichen Geschlechte derer, die einen hohlen Raum, cavum, bedeuten, z. B. Kufe, Kübel, Kober u. s. w. Abstammungen davon sind: 1) das Verbum gaufen, etwas mit der hohlen Hand (wohl auch mit beyden) fassen, häufen; und 2) das Adjectiv gaufet, was die hohle Hand ausfüllet; eine Form, wie das hochdeutsche nacket. — Bey dieser Gelegenheit sey es erlaubt, einer empfehlenswerthen oberdeutschen Ableitungssylbe zu gedenken, — et nähmlich. Sie bildet damit auf eine einfache, natürliche Art viele Adjectiva und Substantiva, welche der Hochdeutsche entweder gar nicht, oder kaum so gut, durch ig etwa, bilden kann. Z. B. barfußet, halbet, hoset — („er geht daher, wie ein hoseter Tauber" sagt der Schwabe); so auch das Rennet, Schießet, Heuet u. a. m., wofür die hochdeutschen Verbal-Substantive nicht immer genugsam bezeichnend sind; z. B. für das letztere, was zugleich die Handlung und die Zeit des Heuens bedeutet.

Gecken, zum Besten haben. Die deutsche Sprache hat für diesen Begriff bekanntlich sehr viele Bezeichnungen; z. B. foppen, vexieren, necken, aufziehen, schrauben, u. a. m. Dessen ungeachtet dürfte jenes minder bekannte Wörtlein nicht überflüssig seyn; erstens weil es einen besondern Nebenbegriff heraus hebt (was die Phrase „jemanden

zum Narren haben" nur unbeholfen ausdrückt): sodann auch, weil es sich mit „necken" gar schön verbindet und vermählt. In der Redensart „gecken und necken" würde aber sodann das erstere Wort seine glimpflichere, ursprüngliche Bedeutung annehmen, in welcher es auch mit dem hochdeutschen „schäkern" nahe verwandt ist. — Für eine unglimpflichere Art des Neckens, besonders in Handlungen, nicht bloß in Worten, könnte man die glücklich bezeichnende Redensart „hudeln und pudeln" wählen. — Die feinern Unterschiede der oben genannten Ausdrücke, so wie auch der provinziellen: stimmen, trätzen, fötzeln, zergen, u. a. wird die allgemeine Synonymik angeben.

Gramanzen. Es gibt in unserer Sprache wahrhaft humoristische Wörter, welche durch eine neckische Form, ihre ernste Bedeutung mildern, neben dem Tadel Scherz aussprechen, und darum gleich sehr zum Lächeln reitzen, als zum Nachdenken auffordern. Ein solches ist das oben genannte. Es stammt (wie man sogleich sieht) von grämen, so fern dieses so viel, als „mürrisch seyn" bedeutet. Die Mißform anzen gibt ihm ein studirtes Ansehen, beynahe mit einem satyrischen Nebenzug anspielend auf die saure Miene eines Schulmeisters. „Was machst du für Gramanzen?" Man sey noch so griesgrämisch, als man will, das Wort heitert auf, und zwingt zum Lächeln. — Ein ähnliches Provinzial-Wort ist: maunzen, jedoch mit dem Nebenbegriff des Spottes und der Ironie. Es

paßt darum mehr für hartnäckige, weinerliche Kinder, und thut so fern treffliche Dienste. — Da das hochdeutsche grämen etwas ganz anderes ausdrückt, als was dieß Wort ursprünglich bedeutete (nähmlich, verdrießlich seyn), so können wir dafür das provinzielle gramsen (grämsen) — und neben grämlich auch gramsig gebrauchen.

Das Gutsel, bonbon, in der Kindersprache (der Schwabe macht hievon sein Diminutiv: Gutsele). Man nenne mir ein so trefflich bezeichnendes, statt des fremden, erbettelten so nahe sich anbiethendes, anheimelndes Wörtlein, als dieses literarische Bonbon aus der Mundart der Kinderstube! „Gerstenzucker, Zuckerwürfel, Zuckerwerk", wie jenes Wort von Moskwa *) verdeutscht wird, sind ganz unförmliche Bezeichnungen, welche ein Kind, ohne die bezeichnete Sache, kaum verstehen kann. Gutsel ist kinderleicht. . . Ein vornehmer Hochdeutscher aber, den dieses oberdeutsche Wort etwa anfremden oder gar anekeln möchte, soll wissen und erfahren, daß es ein wahrhaft deutscher Mann nicht verschmäht hat, in einem Werke, welches der deutschen Literatur ewig zur Zierde gereichen wird, auf eine feine, hochdeutsche Art zu gebrauchen. Es ist Fr. H. Jacobi, in seinem Allwill — wo es ibi ubi nachgeschlagen werden kann.

Heinen, schwäbisch, statt weinen. . . Ich

---

*) Wörterbuch zur Beförderung der teutschen Sprachreinigung. Berlin 1823.

wähle dieß Wort absichtlich, unter den vielen gleich bedeutenden, weil es im Schriftdeutschen am meisten mißkannt, und selbst unter den Oberdeutschen am wenigsten in Ansehen steht. Ich vertheidige es aber trotz dem, wie die meisten übrigen, und finde es für die Schriftsprache, wenn auch nicht für nothwendig, doch für nützlich und angenehm. Dieß will ich aber durch folgendes anschaulich zu machen versuchen: Man kennt jenen Kupferstich von Hogarth, wo er eine Gruppe lachender Gesichter vor einer Bühne darstellt. Denken wir uns einmahl eine ähnliche Gruppe weinender Personen, z. B. bey einer Herz-Ueberrumpelungs-Scene eines Kotzebue'schen Rührspiels. In der ersten Reihe sehen wir jungfräuliche Gestalten, die, in hochdeutscher, glatter, feiner Manier, weinen, jammern, ächzen, wimmern, schluchzen; bloß die Matrone an jener Eke hier scheint, nach den Gesichtszügen zu urtheilen, zu winseln, und eine andere dort zu heulen. In der zweyten Reihe gewahren wir Mannsbilder, die sich, in ihrer Herzenserleichterung, schon weniger Zwang anthun. Der erste heinet bloß; die Lippen sind geradenoch so weit geöffnet, um den Schmerzenshauch durchzulassen, ohne den Schmerz selbst durch lautes Weinen zu verkünden. Der zweyte pfnotet (baierisch) — er gibt mit verschlossenen, zum Weinen verzogenen Lippen den Schmerz oder Verdruß kund. Der dritte flennet; die beyden Mundwinkel ziehen sich weit abwärts, und die Lippen bilden einen Bogen von parallel lau-

fenden Linien (ähnliche Figuren findet man an Hofleuten, wenn sie sich anlächeln). Der vierte brieget; sein Gesicht drückt dabey weniger Theilnahme an dem Unglücklichen aus, als Murrsinn gegen den, welcher jenen elend gemacht. Der fünfte zannet; sein Weinen ist voll Hohn und Bitterkeit, ich weiß nicht, ob über des Schicksals oder des Dichters Unart. Der sechste flarret; er verzieht sein ganzes Gesicht dabey so, daß alle Lineamente eines ordentlichen Menschenantlizes verwischt und verkehrt sind. Der siebente endlich, der am meisten angegriffene, rüllet und brüllet oder röhret vielmehr — aus vollem Halse, als wenn ihm das ganze Stück drin steckte (von Herzen geht's ihm nicht) und er wollte sich Luft machen. — Die dritte Reihe nehmen einige niederländische Figuren ein, welche liren, wupen, ninneln u. dgl., deren Physiognomien ich aber nicht recht zu deuten vermag. — Man möchte weinen, daß wir für „lachen" nicht so viele scharf bezeichnende Ausdrücke haben. *) Es ist dieß beynahe ein nieder-

*) Das ist falsch. Denn außer jenen mimischen Bezeichnungen, die das Lachen mit dem Weinen gemein hat (wie denn beydes oft aus Einem Herzsack geht und in demselben Gesichtszug erscheint), z. B. greinen, flennen, blecken, schmollen und schmunzeln — haben wir der Ausdrücke genug schon an den hochdeutschen, stufenweise bezeichnenden: lächeln lächern, (wofür jedoch kichern üblicher ist) und dem hallenden, schallenden lachen; ja wenn wir zu oberdeutschen und andern provinziellen Formen uns ver-

schlagender Beweis, daß Heraklits Weltansicht ungleich wahrer sey, als Demokrits seine.

Keif, adj. und adv., fest, derb, dauerhaft. Es ist ein gutes, altes Wort, eben so sinnreich als lautvoll. Wahrscheinlich stammt es von Kib, Keib, Zank; wovon keiben, schweiz., zanken, und selbst keifen, sächs., schmälen, eigentlich, (was es auch anderswo bedeutet) beißen, malmen. Mit dieser Ableitung wäre wenigstens jene Eingangs erwähnte Bedeutung wohl noch zu reimen. Keif hieße demnach derjenige, der, nach der sprichwörtlichen Redensart, Haare in den Zähnen hätte. Es unterschiede sich also dieses Wort von den obigen in dem Nebenmerkmahle der Offensive. Darum ist es auch in der Redensart: keif zuschlagen, keif anpacken, und in ähnlichen, zum Stereotyp geworden. Wenn es den feinen Hochdeutschen nicht ansteht, dieses grobe Wort, so bleibe es doch uns Oberdeutschen lieb und werth. So auch das laut- und sinnverwandte kiebig; es reimt sich gar wohl zu unserm hiebig (haubar). Und wir könnten daraus, zur Zähmung unsers Uebermuthes, ein bedeutsames Sprichwort bilden: Was kiebig, ist hiebig.

Keyen, Verb. Eigentlich, stoßen, werfen;

---

steigen wollten, so könnten wir nebst den quantitativen Unterschieden, auch die qualitativen z. B. jenes Mittelgrades (kichern) andeuten: mit dem schwäbischen küttern, baierischen kudern — wozu noch das niederd. hiddiken, und viele andere kämen.

z. B. die Fenster einkeyen. Figürlich, als Verb. imperf. verdrießen; z. B. es keyt mich, es verdrießt mich (il me choque); keyig, Adj. choquant, anstößig, auffallend, beleidigend; die Keyerey (wie Plackerey). Das Wort ist freylich eine Mißform; denn das Primitiv ist das alte heyen, stoßen, werfen (wovon auch das hochdeutsche: die Heye), so daß es also aus geheyen, g'heyen, zusammengesetzt ist. Solche Gestaltungen, nahmentlich wo das K aus der Vorsylbe Ge entsteht, sind jedoch im Deutschen nicht ungewöhnlich; ich erinnere nur sogleich an die oberdeutschen: Kalter (Gehalter, Behälter), und Kobel (Hobel, Gehobel) i. e. ein erhabenes Behältniß, verwandt mit Haube rc.); so wie an das hochdeutsche Glocke (Klocke), welches, wie Glucke, Gluckhenne, von locken abstammet. — Den Hochdeutschen in Sachsen will sich das Wörtlein eben nicht aufdringen; aber es möchte sich doch wenigstens den Hochdeutschen in Baiern und Schwaben, als einheimisch, traut und lieb, fortan empfohlen seyn lassen. — Wenn der Verdruß nicht so wohl in der Anstößigkeit des Objectes, als vielmehr in der Reitzbarkeit des Subjectes seinen Grund hat, so sagt der Oberschwabe (zum Theil): es kräht mich; und ein solcher empfindlicher Mensch, den leicht etwas verdrießt, wird krähig, krätig genannt. Es ist, wie man sieht, dasselbe Wort, wie das, im Hochdeutschen gangbare krittlich; und selbst das baierische grantig unterscheidet sich von

jenem bloß durch den eingeschobenen Nasenlaut. Alle diese Wörter stammen zunächst von dem alten ret, ira (wovon bey Notker rotigen, scandalizari), vermittelst des Präfixs g oder k.

Die Kuh. Da man drum und dran ist, das alte Zunftwesen wieder ins Leben und zu Ehren zu bringen, so hat der Grammatiker dafür Sorge zu tragen, die unterscheidenden Abzeichen der Stände, und ihrer Vorrechte, wie an Würden, so auch an Strafen, aus der Rüstkammer veralteter Formen wieder hervorzusuchen. Zu den letztern gehören denn auch besonders die verschiedenen Benennungen der Gefangenschaft, die in unsern Tagen, wie die Galgen (minder die Diebe) bey fortschreitender Civilisation, größten Theils in Abgang gekommen, oder doch gegen allgemeinere ausgetauscht worden sind. Ehemahls hatte aber (so wie noch heut zu Tage der Soldat seinen aparten Arrest, und der Student seinen Carcer) auch jeder andere Stand seinen eigenthümlichen Platz — der Adelige sein Verließ, später Haft, der Bürger seine Keuche, der Geistliche seine Kuh. Bleiben wir bey diesem Worte stehen. Es gehört (wie das niederdeutsche Koi) offenbar zu den vielen, die ein Hohles, Tiefes, Dunkles überhaupt bedeuten, und ist so ferne mit Kerker und Keuche (Kauche, niederſ. Kume) auch dem Stamme nach sehr nahe verwandt. Auch steht es nicht so ganz verwaiset da. Der gemeine Mann (in Baiern und Schwaben) bildete daraus sein kuhfinster, adj. Ein Hochdeutscher,

dem jenes Wort und seine Bedeutung unbekannt ist, wundert sich oder lacht wohl gar darüber (besonders wenn er es, dumm genug, von Kuh, vacca, ableiten wollte); es ist aber offenbar bezeichnender, als das hochdeutsche stockfinster, was nur, nach Unterstellung der Metonymie Stock st. Kerker verstanden werden kann. Im Uebrigen verdient die Redensart: in Stock und Block legen, schon der Lautpaarung wegen aufbewahrt zu werden; so wie auch die oberdeutsche: in Eisen und Banden, wegen ihrer fest verclausulirten Bedeutsamkeit. Schade wäre es auch, wenn das oberdeutsche Frohnveste außer Mode käme (so lange nähmlich noch Gaunerey in Schwang und Gang ist); haben sie doch schon, die Oberdeutschen selbst, das züchtige und tüchtige Zuchthaus in eine gelehrte Corrections- oder vornehme Strafarbeitsanstalt umgewandelt! Es arbeitete wohl kein Grammatiker bey der Esse mit, wo jenes und so viele andere funkelnagelneue Wörter geschmidet wurden.

Ley, ein altes Wort, das ursprünglich Weg (aller Ley d. i. aller Wege), sodann auch figürlich Art, Gattung bedeutete, das aber dermahlen nur noch in Zusammensetzungen mit allen Zahlwörtern und einigen Fürwörtern und den Fürwörtern ähnlichen Beywörtern üblich ist. Nun merke sich aber der Oberdeutsche die feinen Unterschiede des Hochdeutschen. Einerley ist gut; anderley unrichtig. Allerley, keinerley, vielerley, mancherley darf jeder Orthodoxe sagen; aber derley, solcherley, jederley

sind heterodoxe Formen, oberdeutsche Ketzereyen. „Warum?" fragt der Oberdeutsche. „Darum," antwortet der Hochdeutsche.

Lid, alt, Getränk. Eine der seltenen alten Schau- und Schatzmünzen, die der Oberdeutsche noch in seinem Sprach-Cabinette aufbewahrt. Zwar gibt es nur noch wenige Lid-Leit- oder Leuhäuser d. h. Wirthshäuser *) mehr (die einzelnen in Berchtesgaden, Kempten und anderswo, ausgenommen). Auch wird es, wie es scheint, von der Polizey nicht mehr gestattet, daß die Wirthe ihr Bier verleitgeben, sondern sie sollen es lediglich „ausschenken." Aber wenigstens den Leit- oder Leukauf (das Geld, was nach einem geschlossenen Vertrage zum Vertrinken bestimmt ist) lassen sich unsere Leute nicht nehmen — trotz allen Versuchen, Wörter und Feyertage abzuschaffen — so lange noch Geld und Durst im Lande ist. **)

Losen, Verb., hören, horchen, lauschen (luschen, lüstern). Es ist mit diesen Wörtern gleichbedeutend, und so fern in der Schriftsprache entbehr-

---

*) Die Synonymen: z. B. Schenke, Taferne, Kneipe, Krug, Zapfen, Kretschem (schlesisch) können, nebst den vielen großen Gasthöfen, Wein- Bier- Caffeehäusern in Deutschland, immer noch Raum genug neben einander haben.

**) Das, ebenfalls oberdeutsche Wort „der Liblohn" gehört nicht hieher; denn die erste Sylbe davon ist das alte Lib, homo, Ottfr. der liut, bey Schilter lito, libertus, ministerialis plebejus.

lich; aber es hat offenbar mehr Wohllaut, als die beyden erstern, und sogar, als das letztere, das selbst nur eine andere Aussprache davon ist.

Losa, losa, wie die Vogel singent,
Das in oren sanfte tuot —

welche Stelle des Minnesingers, in unser Hochdeutsch übersetzt, etwa so lauten würde:

Horchet, horchet, wie die Vögel singen,
Wie's den Ohren „schmeichelt schön"

Loset! loset! (hört! hört!), wie hier die „grobe Mundart" die „feine" an Wohlklang weit übertrifft, — Hätte man's wenigstens in dem alt oberdeutschen Sprichworte: „Der Loser (Losner) an der Wand hört sein' eigne Schand" beybehalten, so würde es die Hochdeutschen minder anfremdeln, und wir hätten's eben noch. So aber muß, leider, dieß ausnehmend schöne Wort ferner noch als oberdeutscher Provincialismus gebrandmarkt und geächtet bleiben, bis auf jene Zeit, wo der oberdeutschen Mundart überhaupt eine volle restitutio in integrum zu Theil werden wird.

* * *

Du verlangst von mir, daß ich dir die Art und Weise angeben soll, wie man die Wurzel irgend eines Wortes aufsuchen solle, und demnächst seine Verwandtschaft mit andern finden könne. Weil dir dieser Schlüssel mangele (vermuthest du mit Recht), sey es dir großen Theil unbegreiflich, warum z. B. Adelung, dessen Ansehen dir vollgütig ist, oft so verschiedenartige Gebilde, als zu Einem und eben dem-

selben Geschlechte gehörig, zusammenreihe, und trotz ihrer Abweichung in der grammatischen Form unter Einen logischen Typus stelle; während er, anderseits, oft ganz gleichlautende Wörter zu verschiedenen Stämmen rechne, und ihre eigenthümlichen Wurzeln auf weit entfernten Plätzen aufsuche. Aus Mangel an dieser leitenden Idee könnest du dir durchaus keine klare Vorstellung von einer sichern Derivation machen, geschweigens ein wissenschaftliches System. . .

Diese deine Wißbegierde ist lobenswerth; und (so ungern ich auch, als ein strenger Schulmeister schmeichle) ich erwartete diese Frage von dem Scharfsinne eines so fleißigen, hoffnungsvollen Schülers... Ich war auch sogleich Willens, meinen * * †) als Prämium für dich zu bestimmen, und an dich abzusenden. Allein es brachten mich zwey Gründe von meinem Entschlusse zurück, wovon der eine m i ch, der andere d i ch betrifft. Erstlich würde ich mich dadurch um allen Schein der Gelehrsamkeit, und um die Freude des Unterrichtes bringen — zwey Dinge, worauf ein Schulmeister hoch zu achten hat. Zweytens würdest du schon über Nacht so viel erfahren, daß du alles wüßtest, und nichts mehr zu lernen brauchtest — das größte Unglück für einen Menschen, der Begierde hat zum Suchen, und Freude am Finden. Ich dachte daher, ich thäte zu unser beyder Nutzen und Frommen besser, wenn ich dir

---

†) (Fulda) Sammlung und Abstammung germanischer Wurzelwörter. Herausgegeben von J. G. Meusel. Halle 1776.

diesen Schatz noch vorenthielte, und dir nur einige Winke gäbe, wie er zu finden und zu heben sey — falls dir nähmlich die rechte Zauberformel in den Sinn kommt durch die Vernunft. Ich docire aber, wie folgt:

Um die Wurzel eines Wortes aufzusuchen, muß man vor allem, wenn es ein zusammengesetztes ist, dasselbe in seine Bestandtheile zerlegen, und, wenn es ein zwey = oder mehrsylbiges ist, die Hauptsylbe davon, auf welcher der Sinn und der Ton ruht, von den Nebensylben absondern. Denn alle Wörter sind ursprünglich einsylbig. . . Wir wollen diese Analyse sogleich an dem nächsten besten Worte, z. B. Ausplünderung, vornehmen. Aus und ung sind vor = und nachtretende Ableitungssylben; er, wenn man will, eine Beugungssylbe. Es bleibt uns also nur noch die Stammsylbe Plünd. . . Diese Sylbe, dieses Wort erscheint uns aber so noch nicht in seiner ursprünglichen Gestalt. Denn jede primitive Form hat zweytens höchstens nur zwey Consonanten, (wovon der am Anfange der Regent, der am Ende der Minister genannt wird) — nebst dem von ihnen eingeschlossenen Vocal (die Punctirung geheißen). Wir müssen darum das angeführte Wort noch von zwey Consonanten entblößen, um es in seiner ursprünglichen, nackten Form zu erkennen. . . Nehmen wir als bekannt an, daß die Lippenlaute w, b, p, f die Wurzeln gern anblasen, die mit L und R anfangen; und daß anderseits der Nasenlaut n sich gern vor d

und teinfügt: so haben wir endlich die Wurzelform lud gefunden. . . Hier sind wir aber erst auf dem halben Wege; d. h. wir haben nur die Wurzel der Art, höchstens der Gattung entdeckt (wie fern hiezu z. B. auch Luder mit seinen Ableitungen zu rechnen wäre); aber noch nicht die Wurzel des Geschlechtes und der Classe. . . Um aber weiter zu gehen, müssen wir vorerst zwey andere Grundsätze der Etymologie kennen, oder doch anerkennen; nähmlich daß erstens die eingeschlossenen Vocale, die Punctirungen, höchst verschiedene Gestaltungen annehmen können, ohne den Grundbegriff des Wortes zu verändern; und daß zweytens die End-Consonanten selbst leicht in die verwandten übergehen, oder ganz wegfallen können, überhaupt keinen wesentlichen Theil der ganz ursprünglichen Wurzel ausmachen. . Dem gemäß bliebe uns von unserm ganzen Worte nichts mehr, als ein einziger Buchstab: L. . . Das L, als Grundwurzel sehr vieler Wörter, bedeutet denn auch überhaupt linqua — volubile — animi et corporis — mithin so wie das illepidum et perversum des erstern, also auch das vile, vacuum, lutum des andern. Nach dieser Idee der Classe und den Begriffen ihrer Classification können wir nun die Sippschaft unsers Plunders weit und breit aufsuchen und finden. Demnach begegnen uns zunächst pludern und plodern (die Pluderhosen); sodann, mit Veränderung des

Präfixs flattern, schlampen, schlottern — auf welches letztere sich, nach Wegwerfung des Präfixs, sehr gut lottern (Lotterbube) reimt. Luder habe ich schon genannt. Loden, ein grobes Tuch, liegt nahe. Aendern wir das Ministerium, so treten locker und Laster und Lumpen ein, mit ihrer zahlreichen Verwandtschaft. . . Alle diese Wörter, und noch viele andere, die hieher gehören, haben mit der Grundwurzel L auch den Grundbegriff des Beweglichen und Lockern, sodann den besondern des Schlechten und Schmutzigen mit einander gemein. — Was heißt nun Plunder? Eigentlich und in weiterer Bedeutung, schlechtes, untaugliches Zeug; ins Besondere dergleichen Geräthschaften und Kleider; sodann auch, figürlich, geplündertes Zeug, in welchem Sinne es aber veraltet ist, und nur noch in seinem Verbo plündern und seinen Ableitungen fortlebt — obwohl man freylich das letztere eben so gut von blott, (plutt), bloß abzuleiten versucht werden möchte.

Diese letztere Bemerkung diene dir vorläufig als Warnung vor zu kecken und zuversichtlichen Muthmaßungen im Aufsuchen und Bestimmen der Wurzeln. Sie laufen alle zuletzt in so zarte Fäserlein hinaus, daß es eben so schwer ist, sie zu unterscheiden, als leicht, sie zu verwechseln. Oft verlieren wir ihre Spur; oder sie verschlingen sich untereinander, daß sie, so verschiedenartig sie auch an sich sind, für uns doch gleichartig erscheinen. Hiezu kommt noch die Schwierigkeit des Bodens, worauf

sie wachsen, die begierliche Hastigkeit dessen, der sie sucht, und die Unzulänglichkeit der Organe und der Werkzeuge, womit wir sie erkunden und ausgraben wollen. . . Am sichersten verfahren wir hier, wie in andern Wissenschaften, wenn wir uns zugleich an die Vernunft und an die Erfahrung halten; wenn wir uns in unsern Untersuchungen von der Idee leiten, und von der Anschauung zurecht weisen und beruhigen lassen; wenn wir, mit Einem Worte, gleich aufmerksam die logische Bedeutung und die grammatische Erscheinung des Wortes im Auge behalten.

* * *

Sieh, das freut mich, daß du sogleich, nach der gegebenen Anleitung, einen Versuch gewagt hast, nach der Wurzel eines Wortes zu graben, und zwar eines solchen, (Grummet) worüber unsere Sprachforscher noch nicht ins Reine gekommen sind, — selbst Adelung nicht, der hierin doch meistens vielen Scharfsinn, aber auch, wie es dem Forscher ziemt, viel Umsicht und Bescheidenheit bekundet hat. Ich erlaube mir jedoch über deine Ableitung und die Gründe, womit du sie rechtfertigest, einige Zweifel.

Du entscheidest dich für Frischens Ableitung, welcher dieß Wort aus grün, frisch, und Mahd zusammengesetzt wissen will. Die Muthmaßung einer Zusammensetzung muß man hier wenigstens für erlaubt gelten lassen, wenn man bedenkt, daß z. B. auch Krammet (Krammetsvogel) aus dem gem. oberdeutschen Gronwied (Grün-

Weide, Wachholder) entstanden seyn soll. Eine Zusammensetzung jedoch bey einem so alten, noch jetzt in seiner beynahe ursprünglichen Gestalt erscheinenden Worte ist immerhin sehr gewagt, wenigstens so lange nicht zulässig, als die Erklärung der einfachen Form zureicht. Mich dünkt, daß wir hier mit der Grundform Grün ausreichen, wenn wir uns anders nicht (wozu kein Grund vorhanden ist) durch die Zufälligkeiten des Umlauts u. s. w. in Zweifel setzen lassen. Grummet, baierisch Grommet, Niedersächs. Gram, Gramme (wobey man an das Lat. gramen denken möchte) sind nur andere Aussprachen, und et ist im deutschen Worte eben so gut eine Ableitungssylbe, als im lateinischen en.

Nun will ich aber auf meine eigne Faust die Untersuchung fortsetzen. Was nähmlich in Baiern und anderswo Grummet heißt, wird in Schwaben und anderswo Amet (Aumet), Omet, Omd, Oemd, Ament genannt. Der Begriff ist derselbe; sollte nicht auch die Wurzel dieselbe seyn? Schon Adelung (v. Grummet) wagt die Muthmaßung, daß G und r nicht wesentlich zum Stamme von Grummet (alt Schwed. Ramaet) gehören mag (was sich auch an andern Wörtern nachweisen ließe, z. B. dem alten krachen, wovon das schwäbische krächzen, statt ächzen). Es bliebe demnach als Wurzel, Am oder Om, die, grammatischen und logischen Conjecturen zufolge, den Grundbegriff von Speise überhaupt mit dem Nebenbegriff des scharfen Aezens bedeutet. Es wäre sohin mit Am-eise

(Oemse, Emke, Empte) mit Am-pfer, acre, acetosum, Am-arelle (Emmerling), cerasa duracina u. a. dgl. genau verwandt; und es könnte demnach auch als die erste Wurzel von dem deutschen Grummet und dem lateinischen gramen angesehen werden.

Dessen ungeachtet und obwohl meine Ableitung mit den bekannten grammatischen Urformen überein stimmt, möchte ich sie doch nicht als die ganz richtige und allein gültige annehmen und behaupten. Dieses Ableiten und Anordnen in der Etymologie ist so vielen Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten unterworfen, als das Classificiren in der Naturgeschichte. Gesetzt auch, daß ein Wort, nach dem Systeme, das ich selbst geschaffen oder von einem andern erhalten habe, zu dieser oder jener Art und Gattung gerechnet werden könne; wie bin ich denn sicher, daß mein System das richtige sey, daß es von dem allerersten und obersten Princip ausgehe, und in den Deductionen, ohne alles Abspringen und Ueberspringen, durchaus folgerecht, ordentlich und zusammenhängend sey? Die Entdeckung eines einzigen, bisher noch unbekannten Wurzelwortes, die Bearbeitung und Vergleichung einer einzigen, bisher noch öd, und brach gelegenen Sprache, kann durch die gerade Linie der Ableitung einen mächtigen Querstrich machen, und in das ganze Systen, so fern es auf historischer Grundlage ruht, eine wesentliche Abänderung, ja Verkehrung bringen.

Diese Betrachtung soll uns wenigstens umsich-

tig machen in eigenen etymologischen Untersuchungen, und mißtrauisch vor fremden, gewagten Behauptungen. Was man von uns, als simplen Philologen d. h. Liebhabern der Sprachwissenschaft, fordern kann, ist dieses: Wir sollen suchen, forschen, prüfen; im Uebrigen darf es uns nicht gemuthen, daß wir immer auch finden, das Erforschte keck behaupten, das Geprüfte verwerfen. Das letztere ist Sache derer, die das Studium aus innerm Beruf, als den eigentlichen Vorwurf ihres Lebens, mit wissenschaftlicher Strenge und Ausdauer betreiben. Wir sollen uns nur tüchtig machen, diese Männer zu begreifen — den Weg, den sie uns weisen, zu verfolgen, und die Gegenstände, die sich uns auf allen Seiten darbiethen, von dem uns angewiesenen Standpuncte aus zu überschauen. Wenn du Adelung lesen kannst; wenn du bey jedem Worte die Analyse, die er damit versucht, aus dem Fundamente (wie man zu sagen pflegt) verstehst, ohne sein Ansehen statt der Sache einzusetzen; wenn es dir klar und begreiflich ist, warum diese Form am Worte die wesentliche, jene nur eine zufällige sey, und wie denn, nach Abstreifung alles Unwesentlichen die reine, nackte Wurzel zum Vorschein komme, als Erzeugerinn eines ganzen Stammes; wenn es dir endlich nicht mehr auffällt, daß diese Wurzel nicht nur in den verwandten germanischen Ursprachen, im Ober = und Niederdeutschen, dem Mösogothischen, dem Angelsächsischen, und in den Nordischen Sprachen, als uralter Bekannter und

Verwandter, ja als alter ego, sich begegne, sondern auch in den übrigen, im Lateinischen, Griechischen, Persischen, u. s. f. ohne daß man darum annehmen müßte, der Germane habe es von daher entlehnt (denn das Urvolk war eben nur Eins und dasselbe); wenn du dieß alles einmahl zugibst aus Ueberzeugung, und mit dieser Ueberzeugung deiner Belehrung die Bahn brichst, und in dieser Belehrung immer weiter fortzuschreiten im Stande bist: dann bist du ein grammatista absolutus, und du darfst nur noch, wie etwa Adelung, zwanzig bis vierzig Jahre deine Zeit und Kraft ganz diesem Studium widmen, so werde ich dich einst als baccalaureus, oder wohl gar als doctor in re grammatica begrüßen können.

* * *

Ich war schon längst gefaßt auf deinen Vorwurf, daß ich mit Einem Mahle eine so freysinnige Denkungsart und eine so behutsame Umsichtigkeit zeige, da ich doch in den frühern Briefen eine arge Unduldsamkeit gegen die Hochdeutschen und ihre Gebräuche, und eine absprechende Dreistigkeit in Ansehung der oberdeutschen Mundart und ihrer Gebilde geäußert habe. Du schmähleſt mich dafür wacker aus, und nennest es Inconsequenz, Apostasia, et cetera...

Das Wahre an der Sache ist: daß du seither ein anderer geworden bist, nicht ich. Du denkest und urtheilest jetzt freyer, gründlicher, unbefangener; und darum kann ich auch zu dir eben so frey, gründlich und unbefangen sprechen. Damahls warst du

noch voll Gleichgültigkeit gegen das Studium der Sprache; ich mußte dich aufrütteln aus dem Schlafe, und dir deine Bärenhäuterey streng verweisen. Damahls warst du voll knechtischer, blinder Verehrung gegen die hochdeutsche, Adelungische Mundart, und voll verachtender, wegwerfender Vorurtheile gegen jede andere, besonders die oberdeutsche; ich mußte daher jene bey dir in Mißcredit, diese zu Ansehen bringen — nicht um der Mundarten willen (diese können so wenig gelobt und getadelt werden, als die Naturproducte in den verschiedenen Zonen; sie gelten da und das, wo und was sie sind), sondern um deinetwillen, der du sie von einem zu niedern Standpuncte, unter einem einseitigen Gesichtspuncte aus betrachtet hast. Ich mußte dich aus deinem engen, dumpfen Gesichtskreise heraus gängeln, und zu einer höhern und freyern An- und Aussicht empor führen. Kurz, es war eine demonstratio ad hominem — wie sie für Leute passet, für welche eine demonstratio ad veritatem zu fein und zu hoch wäre. . Nun aber, da du für die Wahrheit einmahl empfänglich bist, kann ich auch mit Wahrheit von der Wahrheit sprechen. Nenne du meinethalben jene Ausstellungen gegen einzelne hochdeutsche Formen u. dgl. Täuschungen, Blendwerke; genug, sie haben dich bedenklich gemacht, von deinem Faulposter aufgeschreckt, und zur Prüfung, zur Selbstanschauung getrieben. Soll ich mir deßhalb Vorwürfe machen? dir Abbitte thun? der Wahrheit Zeugniß geben? Des letztern bedarf es nicht; und was mich und dich betrifft, so kann

in uns keine andere, als eine freudige Empfindung entstehen — wenn nicht des Dankes und des Lobes, doch des Lachens und Auslachens.

Ein Paar Puncte aber, die du in deinem Briefe nicht berührt hast, will ich hier noch in Anregung bringen — zur Steuer der Wahrheit.

1) Eine Form, wie Leumund, ist keineswegs zu verwerfen. Denn, wenn wir auch die Wurzel Leumd als die richtige annehmen, so müssen wir irgend einer Mundart immer noch das Recht einräumen, daß sie, außer dem leitenden Vocal, a oder u (at, ut), den geschmeidigen Nasenlaut n zugeselle, wie es denn in vielen andern Wörtern (z. B. Mund, alt Mut) geschehen ist. Zudem betrifft es hier bloß eine Ableitungssylbe, keineswegs die Wurzelsylbe; und so wie z. B. ling (lig, li, l') u. a. sich allmählig, von einem einfachen Suffix aus, zu einem mehr corpulenten Umfang ausgebildet hat: so auch diese, theils um dem Worte ein stattlicheres Ansehen zu geben, theils um dem Organ eine leichtere Aussprache zu verschaffen. Endlich steht es noch dahin, ob nicht wirklich Leumund, (wie Demuth) ein zusammengesetztes Wort sey, deren erste Sylbe die Wurzel liu, liudi, Leute ist, so daß also „Leumund" wörtlich „der Leute Mund" (vulgi fama) bedeuten könnte, womit die Redensart „in der Leute Mund kommen" übereinstimmen würde.

2) Wenn der Oberdeutsche die Makel, die Zierat, das Gestank, das Honig, das Monath, das Schäffel, das Teller,

das Eck, der Mittwoch, der Luft, der Ratze, der Otter, der Schnepf, der Striegel, der Borten, der Zwiebel (oder Zwiefel) der Floß, der Gatter u. s. w. schreibt und spricht: so hat er allerdings eben so viel Recht zum Gebrauche dieser seiner idiotischen Formen, als jeder Mensch überhaupt seinen eigenen Styl und seine eigene Nase hat und haben soll. Wie nun aber einmahl die Sachen stehen, und da die Mode, die aus Sachsen ausgegangen, jenen Wörtern diese und keine andern Artikel an= und aufgeheftet hat: so wäre es, bey einer, an sich gleichgültigen Sache, beynahe närrisch von dem Oberdeutschen, wenn er sich nicht die einmahl eingeführte Kleiderordnung gefallen lassen wollte, um so mehr, wenn er sähe und erführe, daß gewisse Recensenten auf den sonderlichen Mann deuteten, der, statt der modernen Knöpfe, noch Häfteln an seinem altväterischen Rocke trüge.

3) Beyde haben Recht, der Hochdeutsche und der Oberdeutsche, nahmentlich auch in dem Gebrauche des Artikels bey den Wörtern auf n i ß. Der erstere hat das Recht der Verjährung, der andere das Recht der Fortbildung für sich; jener befolgt hierin zunächst das Gesetz der Einheit, dieser der Mannigfaltigkeit. Schlage hierüber Adelung nach, und vergleiche (die er citirt) Heynatz und Stosch — und folge zuletzt, wem es dir gut dünkt. — —

* *
*

Bey der Verwandelung der ursprünglichen Be=

standtheile in den Wörtern, besonders der Vocale, wird es freylich ungemein schwierig, ja nicht selten unmöglich, jedes einzelne Wort auf seine Wurzel zurück zu führen, und ihm die Stelle anzuweisen, die es in dem Stammbaum der besondern, um so mehr der allgemeinen Sprache einnimmt, nach Alter, Rang und Verdienst anzuweisen. Indessen das Factum ist richtig; fast jedes hochdeutsche Wort hat in einer Reihe von Jahrhunderten mehr oder weniger diese Verwandelung durchgegangen, so wie denn das deutsche Volk selbst in seinen verschiedenen Stämmen. Um dir nur gleich ein Paar Beyspiele davon zu geben: Unser hochdeutsches „die Leute" erscheint in den ältern Schriftdenkmahlen unter den Formen: lûde, lûtte, liuti, leudi, leodes, leutes, litones, lâti, leti u. a. Und in den gemeinen Mundarten, die doch sonst in ihren Gestaltungen vom Ursprünglichen und Alterthümlichen am mindesten abweichen, — wer möchte in den Formen letz, left, lorsch, lucht, luft, lurk die nähmliche Bedeutung finden, wie in dem hochdeutschen link? In den erstern Wörtern sind nur Regent, und Minister, in den andern allein der Regent sich gleich geblieben; alles übrige unterlag dem Wechsel.

Der Grund, warum die Vocale so leicht in einander übergehen, läßt sich schon in der einfachen Bemerkung finden: daß die Ursprache wohl überhaupt nur zwey oder drey Vocale kannte, und daß die die übrigen hieraus allmählig, wie die musikalischen

Töne aus dem Grundtone, nach bestimmten, natürlichen Verhältnissen sich gebildet haben. *)

Ich denke mir dieß so: A ist der Grundton, die reinste, klarste, vollste Offenbarung der Stimme; der nächst verwandte die Quinte, O. Beyde zusammen, nebst der, in ihnen zusammenfließenden Terz (dem von beyden participirenden, zwischen a und o schwebenden Mitteltone, wie er z. B. noch im baierischen Dialekt verlautbaret) die drey Haupttöne. Das U steht schon in einem entferntern Verhältnisse zu dem A; es ist die Quarte in der vocalischen Leiter.

Diese drey bis vier Töne langen für die Natur hin, um die Melodien ihrer Empfindungen durchzuspielen. Bey mehrerer Ausbildung jedoch erhöhet und vervollständigt die Sprache, wie die Musik, die einfache, ursprüngliche Tonleiter, ja sie sucht sich sogar für das Organ und das Gefühl leichte, gefällige Uebergänge, Leittöne zu schaffen. Will z. B. der Grundton, steigend oder fallend, von der Secunde und Septime, auf sich zurückkehren, so biethet sich ihm das hohe und das tiefe E (Ae) dar; und, steigt die Quinte ab- und aufwärts, so

---

*) Wenn auch alle Versuche vergebens seyn dürften, die Vocalisation wissenschaftlich zu construiren, so möchte es doch wenigstens erlaubt seyn, die Entwickelung und das Verhältniß der Sprachlaute um eines methodischen Zweckes willen in einer analogen Wissenschaft, so weit es thunlich ist, nachzuweisen.

vermag sie's nur daß sie sich entweder im Halbtone selbst setzet (Oe), oder im ganzen Tone zur Quarte U herab, zur Sexte Ue (I) hinauf sich bewegt. Somit wäre die ganze Tonleiter der Sprache abgeschlossen, wenigstens in Ansehung der ganzen Töne; denn was die halben Töne anbelangt, so fehlt es uns in der Schrift, obgleich sie z. B. schon in den verschiedenen Mundarten größten Theils vorhanden sind, an genauer, richtiger Bezeichnung. . . So haben wir demnach auch, wenn wir von der Octave (die hier wiederum A ist) bis zum fünften Tone herabsteigen, die natürliche, in unsern Sprachlehren angenommene Folge der Vocale: A, E, I, O, U.

Daß diese Annahme nicht eine willkührliche Conjectur sey, sondern aus den Gesetzen des Organismus hervorgehe (wie die musikalischen Verhältnisse der Tonleiter aus der Natur der Tonerzeugung), davon kannst du gleich eine Probe machen in der harmonischen Paarung der verschiedenen Vocale zu Diphtongen. Die natürlichste Verbindung ist die des Grundtones mit der Quinte — ao. Die hochdeutsche Sprache kennt ihn nicht, und das ist schlimm für sie. Dafür hat sie die rauhere, härtere Quart-Verbindung, au; daß sie rauh und hart sey, beweis't auch der Umstand, daß dieser Diphtong in dem wahren alten Dialekt zu einem o oder u wird (die Quinte und Quarte klingt nach). Die Verbindung des Grundtones mit der Sext (ai) ist immer noch harmonisch; minder die der Secunde mit der Sext (ei) und der Quart (eu). Die letztere überhaupt macht,

wenn sie den Diphtong anklingt, nur dumpfe, schwerfällige Harmonien (ui).

Kehren wir nun die Verhältnisse um, so daß der obere Ton dem untern im Anschlag vorausgeht (Verhältnisse übrigens, die den erstern am Wohlklange weit nachstehen), so erhalten wir in natürlicher Stufenfolge oa (Franz. oi), ua (minder gut), ia, iu, (alt germanisch für) ie, eine unvollkommene Quinte (wie ei.)

Die in Secunden fortschreitenden Diphtongen sind entschiedene Mißklänge, und kommen darum in gebildeten Sprachen gar nicht vor, oder, wenn auch in der Buchstabbezeichnung, doch mit Veränderung und Verschmelzung der Laute; z. B. ae (verschieden von ä), uo, oi (Griech. wie i); um so mehr die rückschreitenden io, ou (Griech. und Franz. wie u), ea.

Wie nun die Harmonie aus der Melodie erzeugt, und die letztere von der erstern getragen wird: so entwickelt sich auch jeder Doppellaut aus dem einfachen Vocal, und der letztere wird durch den Mitklang des verwandten Lautes mehr gehoben und ausgezeichnet. Die Diphtongen sind darum keine wesentlichen Formen der Ursprache; sie sind nur natürliche Erzeugnisse, Attribute, der reinen Vocalisation. Sie können darum, unbeschadet der Grundbedeutung eines Wurzelwortes, wegbleiben, so wie sie in der That in den ursprünglichen Formen der Wurzeln nur höchst selten erscheinen.

A, O, und U, die drey Hauptvocale, sind Aus-

drücke eines dreyfachen Affectes: A gibt das Erstaunen kund bey jedem Gegenstande oder Zustande, der auf den Menschen freundlich oder feindlich eindringt. O liebt und begehrt; U haßt und fürchtet. Mit diesen drey Aeußerungen schließt sich der ganze Kreis menschlicher Empfindung ab. E und I sind darum, strenge genommen, unwurzelhaft und unselbständig; sie dienen (wie Ae, Oe und Ue) nur als Uebergänge, als Leittöne, als Modificationen des Grundgefühles.

Natürlich, daß wir die Spuren dieser Gefühlssprache in den hochdeutschen Formen (die nachahmenden Wörter ausgenommen, z. B. heulen) nicht mehr antreffen. Je mehr die Bildung in ihren Abstractionen vorwärts schreitet, desto mehr entfernt sie sich von der Natur, von dem Concreten, so daß zuletzt von dem ursprünglichen Gemählde kaum ein kennbarer Umriß mehr übrig bleibt. Glück genug, wenn dieses Schema noch so wenig verdorben, verkehrt und durchzeichnet ist; daß man das Urbild davon in den Monumenten der alten Sprache noch zu finden im Stande ist.

* * *

— — Die Consonanten geben der vox humana und ihren Affectionen, durch die Gliederung und den Hauch, Charakter und Objectivität, Geist und Körper. *)

Die Gliederung (Articulation) ist entweder

*) Das Folgende (zum Theil) aus Fulda.

stumm, von keinem Sprachhauch begleitet, — oder aspirirt, mit einem Hauche verstärkt.

Jene Gliederung ist zweyfach, wie die Organe: die Zunge, und der Mund (Lippen), Der eigentliche Zungenlaut ist L. (Der zarten Kindheit ist das R zu schwer. Es gibt ganze Völkerschaften, die keins haben; z. B. der Chinese). — Der Mund- und Lippenlaut ist M. (Der Nasenlaut N unterscheidet sich von M, wie der Thiere Mund vom Schnabel der Vögel. Manchem Volke, z. B. dem Chinesen, ist daher m, n und n g einerley). — Diese vier Consonanten l, m, n, (n g) r, heißen wegen der einfachen, unaspirirten Gliederung, flüssige —, oder auch durch ihre Verbindung mit dumpfer, versperrter Stimme, Halb-Vocale. Sie schmiegen sich darum, wegen dieser ihrer weichen, zarten Natur nicht nur gern den Vocalen, sondern auch andern Consonanten an; z. B. schl, schm, schn, schr u. s. w.

Der ungegliederte Hauch (spiritus) ist H. Der gegliederte Hauch aber bildet sich durch die Bewegungen Β, Γ und Δ, als Lippen- (Blase-), Gaumen- und Zungen- (Zisch-) Laut.

Von jedem derselben kann man wiederum zwey Abstufungen annehmen nach dem menschlichen Organismus: 1) Lippen- und Blasenlaute: B (was weicher W, härter P lautet), und F (deutsch auch V und Griechisch φ, Ph). Alle diese, selbst B und F gehen leicht in einander über; z. B. hewen, heben, hob, hief; besonders im Archaismus und

im Dialekt. — 2) Gaumenlaute (Gutturale): G, und K. Denn Q hat keine Besonderheit vor ihnen; ch ist selbst den Griechen neu; und *jot* ist allenthalben bald ein feinerer bald ein härterer Guttural. — Endlich 3) die Zungen- und Zischlaute: D (t, th) und S (sch). *) Kein Archaist unterscheidet erstere; und, werden sie ein wenig heftig, so sibiliren sie. Daher die Verwechselungen z. B. im Griechischen: δ in τ, in σ, in ζ; ϑ in δ, in τ, in σ u. s. w.; und im Deutschen *two* und *zwo*, *twingen*, und *zwingen*.

Was in der Musik die Tonart und ihre Bezeichnung, das ist in der Sprache der Consonant als Laut und Buchstab. Ist z. B. etwa K das Wurzelzeichen, so bedeutet dieß: das Wort gehöre zu derjenigen Art, Gattung, Classe von Wörtern, die ursprünglich ein cavum, profundum u. dgl. bezeichnen. K ist nähmlich der hohle Laut der Kehle und des Gaumens; es bedeutet mithin das Loch des Mundes, das Kauen und den Schall desselben, und damit jedes Hohle, ein Gefäß, und eine Decke, sie sey mittelbar oder unmittelbar, natürlich oder sichtlich; einen Ab- und Einschnitt, sittliche und natürliche Verbergung, Klang, Finsterniß und Kälte. Z. B. Cavum, Küste (sinus), angezischt *skah*, *Schacht*. — Vas, cista: *Käfig*, *Kübel*, *Kopf*, *Kober*; *Kanne*,

*) Z und X werden überall nur als aus zwey Lauten verschmolzene Consonanten (ts und gs) angesehen.

Kumpe, angezischt Schaff, Schaufel, Schale, Geschirr. — Os, gula: Kehle, und k gemildert: Gosche, Gaum, Gurgel. — Coctura: Kauf, Koch, Kuchen. — Vestis: Kutte, Kotze, Kumet, Koller; mit gemildertem Hauche: Haube, Hut, Haut, Hemd, Hülle; angezischt: Schopf, schinden, excoriare, Schuh, Schild, Schirm, Schurz. — Occultum — celatura moralis — fraudulentia: Schuft, Schinder, latrunculus, Schächer, Schurke u. s. w. — So weit denn also, dem ersten Anblick nach, ein Schlund, ein Sack, ein Kiel, die Küche, die Hülle, die Zelle, das Schiff, der Keil, das Kaninchen (Külle, Küllhase), der Betrug und die Kühle, die Schuld und die Scharte, der Schimpf und die Kruste, von einander entfernt zu seyn scheinen mögen: so hängen sie doch alle sehr natürlich an einander, unter dem allgemeinsten Begriffe des Hohlen, der Höhle mit ihren Eigenschaften, und sind im Ursprung der individuellste Begriff.

Eben so verhält es sich mit den übrigen Wurzellauten:

L ist die voluble Zunge, die beym Gefühle des Wallenden, Leichten, und dem Affect des Lieblichen, Widrigen im Munde wallt; und heißt die Zunge, Element, lieb und unangenehm.

R, die Zunge rasselt an den Zähnen in jedem starken Affect, und bey einer starken Empfindung eines Geräusches und der Bewegung; und heißt Gemüthsrührung, Geräusch und Bewegung.

M ist der mampfende Laut beym Essen, und heißt Essen und Gesellschaft. Eben das ist N, der Schnabel; und heißt eben das.

W bläs't im Affect, und bey einer heftigen Empfindung des Bewegten; und heißt Leben, Affect und Weben.

H haucht Leben und Gemüth; G höher auf, in der Bewegung von der Stelle zur Vereinigung; und heißt Lebhaftigkeit, Bewegung und Vereinigung.

tH, ein gemischter Hauch und Zischer, eine gewaltsame Gemüthsbewegung; heißt Macht und Strenge.

S, der Zahn, zischt seinen und des Wassers Ton; und bedeutet sich, Leben, Sinn, Affect, und das Zischen des aufgehaltenen getheilten Wassers.

* * *

— — Daß die Sprachen so vieler und verschiedener, alten und neuen Völker, ja sogar solcher, die, nach Ausweis der Geschichte, seit Jahrtausenden in keinem unmittelbaren Verkehr mit einander gestanden, in gar vielen Wörtern, zumahl denjenigen, die aus dem Bedürfnisse des gemeinen Lebens hervorgegangen, auffallend überein stimmen: das darf dich gar nicht in Verwunderung setzen. Denn die Erfindung aller Sprache mag nun natürlichen oder übernatürlichen Ursprungs gewesen seyn: der Mensch (oder der Gott in ihm) hatte nur Eine Quelle, woraus er schöpfte, die Vernunft, und nur Ein und dasselbe Mittel, womit e'rs bewerkstelligte, das Organ. So wie nun diese Vernunft, durch

dieses Organ, in allen Menschen nach gleichen Gesetzen Mannigfaltiges in der Einheit begründet und bewirkt: so muß nothwendiger Weise auch die Sprache aller Menschen, so fern sie noch reines Ergebniß der, auf das Sinnliche hingewandten Vernunft, nicht schon das Product des abstrahirenden und combinirenden Verstandes ist, in ihrer ursprünglichen Gestalt als eine Eine, allgemeine überall sich darstellen. Ja, wenn man, von diesem richtigen Axiom ausgehend, die Wurzelformen verschiedener Sprachen mit einander vergleicht, so möchte man sich vielmehr verwundern, wie denn doch, trotz jener Einheit des Geistes und des Organs, so viel Verschiedenheit schon in den Anfängen statt finden konnte; eine Erscheinung, die man sich nur durch die Bemerkung erklären mag, daß der Verstand, in der Erkenntniß, wie in deren Äußerung, sich überall sogleich seines Rechtes bemächtiget, das Abstracte statt des Concreten, das Bildliche statt des Eigenthümlichen hinzustellen, und so die Sprache zum Mittel seiner Willkühr, und der, hiedurch begründeten Fortbildung umzuschaffen und zu benutzen.

Wo aber der Einfluß dieser Verstandesherrschaft noch nicht vorhanden ist, da stimmt auch die Sprache jegliches Volkes nicht nur in der Bezeichnung des Subjectiven (der Empfindungen), sondern auch des Objectiven, mit der sinnlichen Natur genau überein — theils m i m i s c h, für das Auge, theils t o n i s c h, für das Ohr. Alles Bewegliche und Voluble wird in allen Sprachen durch den Grundlaut L, alles

heftig Erregende und Erregte durch R, alles was Leben, Sinn und Stimme äußert, durch H u. dgl. angedeutet — muß hiedurch angedeutet werden, so wahrhaftig und gewiß, als der Unmuth durch das Runzeln der Stirne, die Drohung durch das Blecken der Zähne, jeder heftige plötzliche Affect durch Lautgeben sich immer und überall kund gibt. Daher denn auch in den reinen, ursprünglichen Sprachen, wie die unsrige ist, die beynahe unzähligen lautnachahmenden Wörter, die Onomatopoien, diese Bilder für das Gehör; und wir dürfen ganz zuversichtlich voraussetzen, daß, wie bey uns, so in den Ländern und Sprachen Arabiens und Hindostans, der Donner krache, rolle und schmettere, der Orkan brause, stürme und heule, der Bach riesele und murmele, der sanfte Wind säusele und im bewegten Laube lispele u. s. w.

Ich will dir aber dieß alles noch mehr anschaulich machen an einem einzigen Beyspiele: an der Zahl, dieser einfachsten und zugleich combinirtesten Form, die das Leben und die Wissenschaft kennt. . . Erschrick aber nicht über die Gelehrsamkeit, die ich hiebey zeigen werde; — es sind nur Späne, aus fremdem Holz geschnitten. . .

Das Geständniß ist demüthigend, aber wahr, daß ich, als gut definirter Mensch d. h. als ein sinnlich vernünftiges Wesen, nicht mehr, als drey zählen kann. Es gibt aber, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, sogar ganze Völker in Amerika, die es nicht so weit, sondern (was natürlich ist) nur

auf zwey bringen. Die Jameos am Amazonenfluß sind aber hierin so weit gekommen, wie ich — und du, und wir alle. Und das ist allerdings viel, so viel nähmlich, als möglich.

Eins, zwey, drey — 1) en (einzeln, allein, jemand, griech. ἐν, (μια una, quaedam) chinesisch yn; persisch in, hic, ille) — 2) two, tuo, tu (δυω, duo, pers. du, die andere Person, germ. lat. pers. tu, τυ.) — 3) dri (tres, τρεις, viel, Haufen, Zahl). Also nur drey Begriffe: ich allein — du, oder ein anderer noch zu mir — und (tres faciunt collegium) eine Versammlung oder Gesellschaft.

Weiter bringts der Mensch nicht, als sinnlich vernünftiges Wesen. Hilft aber nun freylich der Verstand mit seiner Abstractions- und Combinationsgabe bey, dann ist für die Bildung der Zahlen mehr, ja alles zu hoffen. Wer dann nicht wenigstens bis auf fünf zählen kann, (nach den Fingern der einen Hand), wie die meisten Völker in Amerika, und die Grönländer: der wird unter uns mit Recht als dumm, und den Wilden gleich angesehen. Nahe liegt aber dann auch der einen Hand die andere, mithin die Zahl zehn, wie die Chinesen, die Mandingoer, die Hottentotten, mit tausend andern Völkern, zählen.

In dem Maße, als die verständige Willkühr in der Benennungsweise der Zahl Theil nimmt, vermindert sich auch die Uebereinstimmung derselben in den verschiedenen Sprachen, jedoch immer noch nicht in dem Grade, daß der gesetzmäßige und mit-

hin gleichförmige Gedankenlauf des Verstandes darin zu verkennen wäre. Betrachten wir zuerst das Deutsche.

4. fir (alemannisch fior, engl. four) cumulus, coetus, turma, numerus. Die Wurzel vom alt sueonischen firth, exercitus, Ulphilas faurd, concilium.

5. fim. (Der Engelländer nennt das deutsche — mahl, vice, fime) in einigen Modificationen, als alemannisch, mösogothisch fimf, Kero finf u. s. w.

6. fes, niederdeutsch und persisch, übrigens fehs, angels. six.

7. sevn, bey den Niederdeutschen und Angelsachsen; sibn bey den Alemannen und Mösogothen, und in Norden verzwickt siu, sid.

8. aht, beym Deutschen und Mösogothen. Beym Angelsachsen in eahteyn, ehtwi, in Engelland in eight, ait, et, dänisch in aate, schwedisch in otto, abgeändert und erleichtert, von oh, augeo, etiam.

9. ni in Norden, persisch no, cambrisch naw, alem. nün, durch allerhand Veränderungen, engl. nine, niederd. negn, angels. nigone.

10. alem. deh, toh, mösog. tähun, alem. und hochd. zehen, welches auch digitus pedis heißt. Dieß ist von den Niederdeutschen, Dänen, Angelsachsen in tin, engl. ten, in Norden und von den Sachsen in England in ti, und persisch in de, verwandelt worden.

Vergleichen wir nun diese Haupt = und Grund=

zahlen der deutschen Sprache mit denen der fremden, so werden wir immer noch eine auffallende Uebereinstimmung finden. Von der lateinischen und griechischen Sprache ist es ohnehin bekannt. Denn das quatuor der erstern ist nur das cambrische pedwar (bey Ulphilas fidwor, angelf. und mösog. fidr, die Metathese von firth); und das quinque das gleichfalls cambrische pump; man spreche jenes, mit dem verwandten Blaselaut, wedwar, aus, und dieses, (pümpe, wie finefe, fümfe) winwe, so werden die genannten lateinischen Zahlen uns nimmer so fremd erscheinen. Das griechische πεντε, wie das persische penz, ist ebenfalls nur eine Verwechselung der Gleichlaute f und p.

Das nächste an dieser Zahlenverwandtschaft ist das litthauische: 1. wenes (jen); 2. du; 3. tris, trins (so spricht auch Ulphilas); 4. keturi (quatuor fidwor); 5. penki (penze); 6. schesche; 7. septine; 8. aschtone; 9. dewine (dequen): 10. deschims, deszimti (decem).

Auf dasselbe folgt das slavische: 1. gedua, jedna (germanisch ge, je, jed', singulus); 2. dwe, 3. tri, trzi; 4. czerzi (türkisch tord) scheint eine verstärkte Wiederhohlung von drey zu seyn, wie das griechische τετρατ; 5. pientsch (penz, penki); 6. sest, zsese, schechz, schest; 7. seden, siedne; 8. osm., osn (aschtone); 9. dewet, tschewenz (dewine); und 10. diset, dziesic, tscheschinz (deschims).

So viel sey genug, um die Gemeinschaft anderer Sprachen, in den ersten zehn Hauptzahlen,

mit dem Germanischen außer Zweifel zu setzen. . . Die folgenden hundert, tausend, Millionen, sind (natürlich) wie Geld und Gut, leichter zu gewinnen. Statt einzehn und zweyzehn, 11 und 12 (alt enteg, entog, und tuotoc, twentig) zog es aber der Deutsche vor, eilf und zwölf zu sagen. Elf, auch einelf, bedeutet nähmlich das äußerste, was über die höchste Zahl zehen, geht (vom alten leiben, Angels. lyfan, übrig seyn). Zwölf wäre demnach zwey über zehn. In den folgenden macht zehn die Verrichtung der Addition, wie in andern Sprachen; in zwanzig (alt zueinzug, niederd. twintig, angels. twentig), dreyßig (st. dreyzig), vierzig u. s. f. die Verrichtung der Multiplication... Das alt alemannische zehenzig (angels. teontig) konnte ebenfalls vor dem bekanntern ältern alem., angels. mösogoth. hund nicht aufleben, welches nun allgemein germanisch hondert, nord. hundrad, engl. hundred lautet, und mit dem wallis. cant, lat. centum u. a. übereinstimmt. . . Ob endlich tausend (bey Ulphilas thusund, niederd. dusend, engl. thousand) vom gem. Latein (romana rustica) des-cent, für decies centum, wie schon Notker meinte, herzuleiten sey; oder, wie Adelung glaubt, aus zehn (niedersf. tain, alt duis), und dem alten hund, centum, zusammengesetzt sey; oder ob dieses Wort, wie Fulda vermuthet, eben so gut vom nordischen dus, der riesenmäßigen Größe und dem Erstaunlichen („Potz tausend!" ruft der gemeine

Mann aus, wenn er sich in einem hohen Grade verwundert) abgeleitet werden könne: das wollen wir Philologen von gemeinem Schlage unentschieden lassen, und — überhaupt diese ganze Untersuchung sogleich abbrechen, da das Resultat doch ohnehin schon offen genug daliegt: daß nähmlich die verschiedenen Sprachen aller Nationen in der innigsten Verwandtschaft zu einander stehen, und daß der Grund davon weniger noch in einer historischen Ueberlieferung und Uebertragung, als in der Natur und Wesenheit des menschlichen Geistes und Organs, in ihren ewig gleichförmigen Gesetzen, zu suchen und zu finden sey.

* * *

Unser Briefwechsel hat seit einiger Zeit einen so ernsten Charakter angenommen, daß die freundschaftliche Unterhaltung zu einer förmlichen „Schullehre" geworden ist. Laß uns daher, ohne weitern Anlauf, gleichsam auf dem Absatze, hinüber springen zu einer andern Materie, die durch den Geist verwandt ist mit dem Buchstab — zur Poesie, und zwar der vaterländischen.

„Baierische Poesie! (rufen sie aus). Als wenn es nicht, seit Nicolai's und der allgemeinen deutschen Bibliothek erlauchten Erscheinung, als anerkannte Thatsache gälte, daß die Baiern unpoetische Naturen seyen."

Himmel! weiß man denn auch, was diese Anklage sagen will? Nichts weniger, als: die biedern Bewohner dieses herrlichen Landes hätten, bey

mittelmäßigem Verstande, kein Gemüth. . . Wenn dieß keine Injurie ist, so nenne ich jeden, der das sagt, einen — Ehrenmann. Ich wenigstens wollte lieber unter Zigeunern und Panduren wohnen, als unter civilisirten Menschen ohne poetische Anlage. Kurz, wer jenes behauptet, der kennet entweder Baiern, oder die Poesie nicht, vielleicht beydes.

Der erstere Fall mag es wohl auch mit Schiller gewesen seyn, als er das berüchtigte Xenium *) niederschrieb. Einem großen Manne, wie ihm **) verzeiht man jedoch gern einen Muthwillen der Art, um so mehr, da wir wissen, daß in seinem Herzen kein Arg war. Aber wenn nun ein zweyter, dritter

---

*) Unter der Aufschrift: Salzach.

Aus Juvaviens Bergen ström ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Baiern zu, wo es an Salze gebricht.

**) So wie auch jenem erlauchten Lands- und Zeitgenossen Nicolai's (aber nicht Geistesgenossen), der gesagt haben soll: Baiern sey ein Paradis, aber von Barbaren bewohnt. — Auch Luther, sagt man, soll irgendwo ein sehr nachtheiliges Urtheil über die Baiern geäußert haben. Ich kenne nur die Stelle, wo er sagt: Wenn ich viel reisen sollte, wollte ich nirgendwo lieber, denn durch Schwaben und Baierland ziehen; denn sie sind freundlich und gutwillig, herbergen gern, gehen den Wanderleuten entgegen und thun ihnen gute Ausrichtung um ihr Geld. Sachsen ist gar unhöflich und unfreundlich." (Dr. M. Luthers auserlesene Tischreden. Nürnberg 1816.)

leerköpfiger und herzloser Schriftler, der Baiern so gut kennt, als ich Kamtschatka, nähmlich aus dürftigen Reisebeschreibungen, ein solches Schmähwort gegen einen so ehrwürdigen deutschen Völkerstamm ausstößt; wenn er den Baiern Geschmack für schöne Literatur aus dem Grunde abspricht, weil man unter hundert deutschen Dichternahmen kaum einen einzigen baierischen findet, und diesen nur von der sechsten und neunten Größe; wenn er, den Ursachen dieser Erscheinung nachspürend, auf die Vermuthung kommt und sie keck ausspricht, daß die Bewohner dieses Landes, in physischen Genüssen schwelgend, keiner geistigen Bestrebungen, wenigstens nicht von der gemüthlichen Art, fähig seyen: dann möchte ich (verzeih' mir die poetische Explosion) zum Hackstock werden, wenn nur sogleich einer da wäre, der ihn, den Kerl, klöbe.

Ich möchte; litt's und thäts aber nicht. Denn ich habe schon Aergerlicheres erfahren und mit Geduld ertragen von Inländern. Da haben sie z. B., sie selbst, in baierischen Tagsblättern die einfältige Frage aufgeworfen: woher es denn komme, daß es uns an Dichtern fehle? und die noch einfältigere Antwort gegeben: Daher und daher, besonders von dem vielen Biertrinken. In der blöden Nüchternheit ihres Gehirns setzten nähmlich diese Menschen fälschlich voraus, daß derjenige schon ein Dichter heiße, welcher etwa acht Verse in Einem Athem hinschreiben, und sie noch obendrein mit Reim und Sinn begaben könne. Von einer Poesie, die sich auch in Prosa ausspricht, und wohl gar von ei=

ner Poesie, die sich im Leben kund thut, haben sie wohl keine Ahndung. Nach ihrer Ansicht sollen Gefühle als Dintenklekse ausfließen, und Bilder in die Form der Buchdruckerstöcke sich gestalten, um etwas zu seyn. Die Poesie wirkt in ihren Naturen, wie ein Jucken, und es ist ihnen nicht eher, wie sie's nennen, gemüthlich, bis die materia peccans ausströmt in Worten. Vielleicht steckt auch in jenen Fragen und Antworten noch das Bekenntniß: In einer, an Dichtern so armen Nation seyen wenigstens sie da, zur Ehre des Volkes; und man solle sie deßhalb recht sehr loben und überaus vergöttern.

Ich liebe nun zwar jedes schöne Gedicht, jedes herzliche Lied sehr; ich kümmere mich aber wenig darum, ob es im Norden oder im Süden Deutschlands erklungen sey. Es ist deutsch; das ist mir genug. In der schönen Literatur gibt es keine Gränzen. Alle Dichter, die in Einer Sprache geschrieben, gehören Einem Volke an. Die deutsche Poesie ist Gemeingut aller Deutschen. Das Lied lebt auf, wo es geschrieben, aber es lebt fort, wo es gelesen, gefühlt wird. Göthe und Herder und Schiller leben unter uns (Jean Paul um so mehr), denn wir hören, verstehen, lieben sie. Daß sie anderswo geschrieben haben, ist Zufall; Verdienst ist es, daß sie überall gelesen, verstanden, und geachtet werden. Der Genius gehört nicht dem Orte, der Zeit an; wo er Einkehr findet, da ist seine Heimath.

Nun weiß ich zwar nicht, wie viele und welche Dichter in den süddeutschen Gauen, an dem Ufer-

gebiethe der obern Donau und der Bergströme, die sie aufnimmt, gelesen werden; ich müßte mir nur, zur Constatirung dessen, Auszüge aus den Rechnungsbüchern sämmtlicher Buchhändler machen lassen; was ich aber denen zur Beweisführung überlasse, die der günstigen Meinung nicht sind. Ich gebe jedoch noch mehr zu, als sie behaupten: daß in Baiern wenig gelesen wird. Was folgt daraus? Alles; nur nicht, was sie folgern. Welche Zeit, frag' ich nur, war jemahls poetischer, als jene, wo fast nichts geschrieben und gelesen wurde, die Zeit der Minnesinger? Und welches Land? Damahls war Leben und Liebe in der Poesie, und Freyheitsgefühl und Lebensmuth; damahls waren Dichten und Fühlen, Dichten und Handeln, Dichten und Genießen innigst verschmolzen, und der Sohn der Kunst war zugleich der Liebling der Natur. Ich will keinen Schelblick auf die Poesie vieler unserer neuern Dichter werfen, der man ihre Stubenphysiognomie sogleich absieht, und die man zwar gern vernimmt innerhalb der vier leeren, kahlen Wände, in der freyen Natur aber und in einem freundschaftlichen Zirkel leicht vermissen kann. Ist das aber echte Poesie? muß sie nicht unser ganzes Thun leiten, unser ganzes Seyn durchdringen, uns selbst bilden und veredeln in jedem Verhältnisse? Und wenn dieß der Fall ist: wer ist ein größerer Dichter, als der heitere, behagliche, biderbe, für Lebensgenüsse empfängliche, von edlen Gefühlen für Religion und Vaterland belebte Mensch?

Und das ist, in hohem Grade, der Baier. Ich meine vorzüglich die Masse des Volkes; denn in den sogenannten höhern Ständen lies't man, und schreibt man, und splitterrichtert man, trotz irgend einem deutschen Gau. Um frohe, frische Gesichter und Gemüther zu sehen, muß man aber auf das Land gehen, besonders in das Gebirge, die baierische Schweiz. Hier ist ländliche Sitte, ländliche Einfalt, ländlicher Frohsinn, wovon die Dichter uns so viel Rühmens machen auf dem Papier, in natura zu Hause. Auf jedem Mädchengesichte steht so etwas, wie ein Liebsliedlein, und in jedem Hause spielt eine Art Idyllenscene. Wer eine Wanderung durch diese herrlichen Gefilde macht, mit empfänglichem Sinne für die reine, kräftige Natur, der bringt sicherlich eine Gedichtsammlung zurück im Herzen, die mehr werth ist, als die gefeyertste in einem Taschenbuch.

Uebrigens liegt das Sentimentale nicht so sehr im Charakter des Baiers, als das Humoristische. *) Zwar gucken die Dirnen so sehnsüchtiglich, wie anderswo, zum „lieben Mond" hinauf; und die Buben, wenn sie auch keine Ständchen singen zur Guitarre, seufzen und pfeifen doch ihre Weisen erbaulich und vernehmlich genug. Aber, wie der Mensch überhaupt in dem Bewußtseyn des bequemen und sichern

*) Wenn, wie man sagt, Jean Paul gesagt haben soll, die Baiern seyen die Engländer unter den Deutschen, so hat er etwas ungleich Wahreres gesagt, sag' ich, als Schiller gesagt hat.

Besitzes, so hat auch der Baier jenen köstlichen Humor, der sich an den Launen des Schicksals dadurch rächt, daß er scherzend darüber hinweg sieht, im Uebrigen aber sich herzlich freut seines behaglichen Daseyns. Diese fröhliche Laune „jodelt" nicht nur überall von Bergen zu Bergen, sondern äußert sich auch sonst unter den muthwilligsten Formen. Die meisten jungen Leute sind ohnehin lebendige Sammlungen von Liedern. Mehrentheils sind diese epigrammatischer Natur, oft auf personelle und locale Umstände anspielend, voll gesunden, beißenden Witzes. So wird denn z. B. auch die chronique scandaleuse des Gaues nicht etwa verstohlener Weise in Cotterien verhandelt und verhunzt, sondern getreu und öffentlich besungen in gereimten Weisen. Indem so die Satire das Land belauschend und verhöhnend durchzieht, ist sie die Wächterinn der öffentlichen Ehre.

Will man jedoch die baierischen Landleute als echte Dichter kennen lernen, so muß man sie an einem Feyertage, bey einem Krug Bier, unter der Dorflinde, auf dem Kegelplatz beobachten. Ich weiß nicht, wer die Behauptung zuerst aufgestellt hat, daß die Deutschen noch kein echtes Lustspiel hätten. Ein geschriebenes, geb' ich zu; aber ein improvisirtes, wenigstens in einzelnen Acten, kann man hier zu Lande häufig sehen. Fast in jedem nahmhaften Dorfe sind ohnehin zwey stehende Charaktere: ein Narr, der einen andern „stimmt, (zum Besten hält), und ein Narr, der vom Andern „gestimmt" wird. Aus diesen beyden einfachen Elementen gestalten sich nun

so mannigfache Formen satirischer, naiver, humoristischer Ein = und Ausfälle, daß nur noch ein halb Dutzend anderer Narren, die zum Spiele handelnd und lachend beyhelfen, erfordert werden (sie sind aber schon da), um das Spectakel zu einem vollendeten zu machen. Denn das ist eben das Ergötzliche, wahrhaft Poetische an solchen Bauern = Dialogen, daß ein jeder sich gibt, wie er ist; daß die Rede mithin als reiner Abdruck der Charaktere erscheint, und nicht nach der Schnur fortläuft, sondern in die Kreuz und Quer, wie die Natur. So hat der Verfasser dieß, bey seinen Ausflügen auf's Land, schon manchen Abend in einer Bauernkneipe mit einem Vergnügen zugebracht, wie er es vergebens sucht in manchem brillanten Theater. Denn obwohl er überhaupt ein Freund von Narrentheidungen ist (du kennst ihn als solchen, auch außer dem Briefwechsel) so wollten ihm doch die nobeln oder scurrilen Späsſe, die von den Bühnen herab verlauten, nie recht gefallen; es spielen doch immer (man möchte sagen) lebendige Marionetten, denen der Dichter das Wort in den Mund gelegt; und der Dichter selbst, besonders der niedrig komische, ist gar oft nur der Affe des Volkes. Im Volke selbst aber ist Wahrheit und lautere Natur; eine jede Dorfgemeinde ist eine stehende Bande, und die Bühne überall, wo man sich versammelt.

Indem ich aber dem Volke meines Vaterlandes die Ehre des poetischen Sinnes zu retten suchen möchte gegen jede Verleumdung von Innen und

Außen: so dürfte vielleicht ein schnippischer Poet, der schreibt, die Frage, (als Vorwurf) an mich stellen: ob denn ich ein Dichter sey? Ich wüßte es kaum. Verse wenigstens gelingen mir schlecht; und wenn ich vollends reime, ist viel Suchens und wenig Findens. Aber, wenn ich so manchmahl frisch und froh im Freyen wandele über grüne Matten und durch gesegnete Felder; wenn ich um mich überall Hülle und Fülle erblicke, und über mir den heitern, unbegränzten Himmel; und wenn zuletzt mein Auge auf den südlichen Gebirgen ruht, und die mannigfachen Gestalten verfolgt von den erhabenen Stauffen an bis zum majestätischen Zugspitz und weiter, in einer Strecke von beynahe fünfzig Stunden; und wenn dann meine Brust immer voller, und mein Auge klarer, und mein Gemüth froher wird bey dem Gedanken, „das ist dein Vaterland!": so däucht es mich fast, als wenn ich ein Gedicht gemacht hätte.

* * *

Daß es immer noch an Sammlungen oberdeutscher Volksgedichte fehlt, solcher nähmlich, die aus Mund und Herz des Volkes hervorgegangen sind, daran ist eben nicht bloß die Lässigkeit oberdeutscher Schriftsteller Schuld, sondern auch die Eigenthümlichkeit jener Gedichte selbst, die, in Beziehung auf unsere Zeit und unser Geschlecht, vielleicht nur in geringer Zahl der öffentlichen Mittheilung fähig sind. Denn so fremd und vornehm auch im Ganzen die hochdeutsche Welt gegen alles thut, was das gemeine Volk betrifft und an seinen Dialekt gemahnt, so

gibt es doch noch einzelne Männer, die das Edelgut, das in ihm verborgen liegt, zu schätzen und zu sondern wissen, und wohl noch viele andere, dem gemeinen Leben minder entwöhnte Leser, die für die bekannten Laute der Muttersprache und die natürlichen Empfindungen des Volksgemüthes noch Ohr und Herz offen haben. Aber in gar vielen jener Gedichte, und gerade in solchen, die sich sonst am meisten durch Wahrheit des Charakters, und die Schönheit der Form auszeichnen, liegt etwas, das denjenigen, welche sich zu den Gebildeten rechnen, theils als Thorheit, theils als Aergerniß erscheinen dürfte — als Thorheit, wegen der gemeinen Einfalt und der nackten Natur; als Aergerniß, wegen des derben Humors und der unverhüllten Sinnlichkeit, die darin obwalten. Ueber den Geschmack läßt sich nicht streiten, und so mögen sie, die Gebildeten, an solchen Liedern, wie z. B. an denen des „Knaben Wunderhorn", immerhin keinen Geschmack finden. Aber gegen den Vorwurf der Unsittlichkeit möchte ich sie, großen Theils, in Schutz nehmen.

Man muß sich vorerst darüber verstehen, was Sitte, und was Unsitte sey. Wir wollen uns dabey keineswegs in die Casuistik versteigen, nicht Zweck und Mittel in Widerstreit setzen, keinen höchsten und niedersten Grad annehmen, sondern lediglich nur die Art, das Wesen und die Natur im Auge behalten. In der letztern Beziehung kommt es aber immer und überall auf das Bewußtseyn an. Wo dieses mangelt, da hört alle sittliche Zurechnung auf;

und wo keine Zurechnung statt findet, da darf man auch kein Aergerniß nehmen. Das kann man täglich an den Kindern gewahren und erproben. Was sie auch reden und treiben, das, nach den Begriffen der Erwachsenen und Gebildeten, als unanständig gilt, das ist bey ihnen Natur; und die Natur selbst ist, in gewissem Sinne, die höchste Sittlichkeit. Jene, die es indecent finden, darob erröthen oder gar daran sich ärgern, können es nur, weil sie das Bewußtseyn der Indecenz an sich selbst erfahren haben, und daher die eigene Zurechnung fälschlich als eine fremde unterstellen.

Ein solcher kindlicher Sinn ist auch in dem bessern Theile des Volkes der vorherrschende Charakter. In ihm, wie überhaupt im Kindesalter der Völker, fallen noch Sinn und Geist, gleich den Elementen der mythologischen Urwelt, in Eins zusammen; beyde wirken zugleich, ohne ausgleichendes Bewußtseyn, als Instincte, und legen das unmündige Wesen an die Brust der Natur, die es groß zieht. So folgt denn der unschuldige Mensch, mit harmloser Naivetät, jetzt den Lockungen des Sinnes, jetzt den Forderungen des Geistes, von einem, wie vom andern, Genüsse und Gebothe mit gleicher Bereitwilligkeit empfangend. In ihm findet noch keine Zwietracht, mithin keine Unterordnung der Triebe statt, keine genaue Unterscheidung und Vereinigung der sittlichen Objecte. Wozu er Lust hat, das thut er; er hat aber zu nichts Lust, als was r e c h t, was der Natur gemäß ist. . . Daher denn die selt=

samen, vielen unter uns unerklärlichen Erscheinungen, daß wir an solchen gemeinen Leuten, die dem Naturzustande noch am meisten getreu geblieben, und vor dem Einflusse der Liederlichkeit und der Aufkläreren dummer und schlechter Menschen aus den höhern Ständen sich rein bewahrt haben, einerseits frische Lebenslust, Drang nach zeitlichem Wohlbehagen und irdischem Besitzthum, überhaupt ein freyes, frohes Sinnenleben —, anderseits aber heroischen Muth in Pflichtleistungen, die besonnenste Resignation in Widerwärtigkeiten, im Leiden und Meiden, besonders aber, was die Wurzel alles geistigen Lebens ist, ein tiefes, inniges, religiöses Gefühl wahrnehmen; — zwey Elemente des Volks-Charakters, welche dem, der ihn nicht ganz und genau kennt, zusammen in Widerspruch zu stehen scheinen, oder die ihm wohl gar, wenn er eines vom andern in der Vorstellung trennt, jenes als gemeine, roh sinnliche Natur, dieses als unwissende, abergläubische Sinnes- und Gemüthsart vorkommen.

Darum, weil die gebildeten Classen, die das Volk und seine Eigenthümlichkeiten weder kennen noch lieben, an solchen poetischen Herzenserleichterungen leicht Aergerniß nehmen könnten, sind jene Volksgedichte dem Publicum nicht mittheilbar; und der Zartsinn derer, welche handschriftliche Sammlungen davon besitzen, ist zu loben, wenn sie zu einer Zeit, wo selbst die keuscheste Tugend so zweydeutig erscheint, die pure Natürlichkeit der Volkspoesie ohne sittliche Rücksicht (die doch wenigstens eben so viel

werth ist, als die ästhetische) der öffentlichen Ausstellung nicht Preis geben.

Unter den, nach jenem strengen Maßstab mittheilbaren, ursprünglichen Volksliedern dürfte das folgende, welches ich aus „Ast's Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst" entlehne, einen hohen Rang einnehmen, theils wegen seines Inhaltes, indem das sinnliche Element, an sich schon nicht grell aufgetragen, durch das geistige ungemein gemildert und geläutert wird; theils auch wegen seiner Form, wodurch es sich zu den schönsten, sinnigsten Liedern dieser Art erhebt.

Ich theile es dir mit ohne hochdeutsche Verdollmetschung, in der billigen Voraussetzung, daß du von meinem Unterrichte und durch eigenen Fleiß seit der Zeit soviel profitirt hast, daß du wenigstens lesen kannst, wenn auch nicht schreiben. Lesen mit dem Auge, mein' ich; denn lesen mit dem Munde wirst du kaum jemahls lernen, da dir dein kauderwälsch Hochdeutsch die Organe für immer dazu verdorben haben. Willst du es aber doch, unter der Anleitung deiner Frau, taliter qualiter versuchen, so; merke: Außer dem a, welches sich in der Aussprache dem o nähert, hat der Baier noch ein á, das tief, wie das hochdeutsche, aber meistens schnellgesprochen und abgestumpft wird, und ʚ, dessen Laut zwischen o und u liegt. — ê ist ein Mittelton zwischen e und i, dessen gewöhnliche Bezeichnung mit oe (z. B. oes, ihr) nicht ganz passend ist. Und wohl gemerkt! daß du mir die Hauptsylben tüchtig

accentuirst, und die Nebensylben nicht so schleppend, wie ein Hochdeutscher, nachziehst!

Bin ih dá schön Jägá,
ês werdts is beld hör'n,
auf der Alm (Alpe) bei mein' Dienál (Dirne)
de thue - n - ih einkehr'n.

Grüeſs dih God, du schön's Resál, (Therese)
jez bin ih schon de,
geh las mih doh eini
und schleg má's nit e.

Geh no' rein du schön' Schatzál,
wer kunnt' dá's ebschleg'n?
und mir wer'n uns heut Necht schon
mitánandá vótreg'n.

Geh no' rein in mein Stübál,
leg' dih hintri auf's Bett,
und deck dih fein warm zue,
so friert dih fein nét.

Nán, nán, mein schön's Resál!
dês kan ja nit seyn,
ih kunnt ja nit schlaffá,
mueſst áh bei mir seyn!

Di Kuch di wár g'molchá,
di Mili wár g'sig'n (geseiht),
und de is dés schön Resál
in's Bett eini g'stig'n.

Bei ananda ham 's g'schlaffá
die lieb lange Nacht,
bis d' Sunn is aufgangá
und 's Hirschál aufg'wacht.

'Schön Resál war muntá (wach),
that schnel aufwachá:
„Zwilf Jägá sánn draußtn,
solst glei aufmachá."

Ih thue enk nit auf,
und ih bin gred álloan,
ih thát má ja fercht'n,
ês kunnts má wes (zu Leide) thóan.

Nán, nán, du schön's Resál!
du machst uns nit blind,
du hest den schö'n Jägá
schon áh bei dir drinn.

Mein'n Schetz kriegts má nit
Und dês seg ih enk glei,
eh' weg ih mein'n Leib'
und mein Leben dabei.

'Schön Resál gang eini,
nàhm Flint'n und Huet,
und ih kunnt enk's nit segn,
wie's ihr enstand so guet.

Nähm d' Flint'n auf d' Achsl
gàng aufsi auf d' Alm,
de sánn die zwilf Jägá
auf d' Knie nidág'fal'n.

Séchs het s' dáschofs'n,
séchs sánn dávon gr'ennt.
O ês meini Jägá,
habts s' Resál nit kennt!

Du wirst mir Recht geben, wenn ich dieses Gedicht ausgezeichnet finde. Es trägt alle Elemente einer schönen Romanze in sich. Die Fabel ist einfach in ihrer Anlage, rund und voll in ihrer Ausführung. Liebe für den Erwählten, der eine Pol; der andere, Muth und Widerstand gegen die feindliche Macht. Jene in sanfter, anmuthiger, lebendiger Regsamkeit; dieser fest im Entschlusse, rüstig zur That, kräftig im Gewaltstreich. — Und der Charakter des Mädchens, wie schön! Der bescheidenen Ansprache und Zumuthung des Geliebten begegnet, ohne Schüchternheit und Ziererey, freundliche Gewährung. Und in der weitern Erklärung des Mädchens offenbart sich eine, mit Naivetät gemischte Gutmüthigkeit, die uns, auch ohne unmittelbare Anschauung, die Lebhaftigkeit ihres Geistes und die Unschuld ihres Herzens in hohem Grade kund gibt. Dem männlichen Charakter steht die Dreistigkeit im Begehren, wie im Handeln, an; der weiblichen Zartheit aber, in solchen verwickelten

Fällen, jenes beredte Stillschweigen, in dem mehr, als in den ausgesuchtesten Redensarten, die züchtige Zweydeutigkeit der Liebe liegt. Was dann folgt, das deutet der Dichter, als pure Natur, mit einem einzigen, einfachen Zuge an. Wie endlich „schön Resál,“ auf den Ruf plötzlicher Gefahr erwachend, als Heldenmädchen sich gebaret, voll Besonnenheit, die nur Liebe und Unschuld geben kann, anfangs durch schelmische Verstellung dem Gegner ausweicht, dann mit fester Entschlossenheit ihn abweiset, endlich mit selbst aufopfernder Wagniß ihm zu Leib und ans Leben geht: das gibt, durch Verschmelzung der duldenden, gewährenden Liebe mit der handelnden, widerstrebenden, dem Charakter Licht und Schatten, Farbe, Relief, und Vollendung. — Auch der Vortrag, die Sprache, ist natürlich, dem Inhalte des Liedes und dem Volkstone angemessen. Der durchgeführte Dialog verbreitet über das Ganze ein dramatisches Interesse; die Handlung gewinnt an Lebhaftigkeit, Charakter und Bestimmtheit. Das Naive in den einzelnen Aeußerungen, das Einfache, Schmucklose in der ganzen Darstellung, dasjenige selbst, was der Dichter verschweigt: alles bekundet den Meister des Styls, und die Meisterschule, worin er gelernt hat, die Natur.

* * *

„Volksschauspiele“ — Nun ja, es ließen sich vielleicht deren finden, wie sie noch vor fünfzig und mehr Jahren auf dem Lande und in den Provinzialstädten aufgeführt worden sind. Allein sie wären eben

auch nicht zur öffentlichen Mittheilung geeignet; die Fasnachtspiele nicht wegen der „platten Gemeinheit,“ und die Festspiele wegen des „crassen Aberglaubens“ welche beyde Dinge dem verfeinerten Geschmacke der Gebildeten und Aufgeklärten, wie natürlich, höchst zuwider sind. Das abergläubische Zeug ins Besondere, das Legendenmäßige, das Biblische selbst, es müßte denn schöngeisterisch, wie Klopstocks Messiade, und freygeisterisch, wie **'s Exegese seyn, es verträgt sich einmahl nicht mit dem Zeitgeiste; man würde solche Spiele als Thorheit verlachen und verspotten, oder gar als Aergerniß verdammen und verbiethen; und der Herausgeber und der Verleger könnten sich sodann theilen in die Schande und den Schaden, die sie verdienter Maßen träfen.

Dieß alles könnte mich jedoch nicht hindern, wenigstens Ein Schauspiel der letztern Art herauszugeben, das mir, wegen der großartigen Idee, der höchst einfachen Anlage, und wegen seiner, in jeder Hinsicht streng gehaltenen Einheit bey aller Mannigfaltigkeit, welche ernste Erhabenheit, burleske Laune, und tiefe, innige Rührung gewähren können, — vor den meisten ältern, uns bekannten Volksschauspielen sich auszeichnet. Ich würde es heraus geben, sag' ich, trotz der verketzernden Verfolgung unserer vornehmen Schön- und Freygeister — wenn ich's eben nur hätte. Aber den Plan desselben kann ich dir mittheilen, wie ich ihn aus dem Munde eines glaubwürdigen Mannes vernommen habe, der der Aufführung dieses Schauspiels, als Knabe, beygewohnt hat.

Doch, ehe ich dir's erzähle, vernimm zuvor meine Gedanken über die Volksschauspiele überhaupt, damit du den rechten Standpunct wählen mögest, von wo aus dieses, wie jedes andere deutsche volksthümliche Drama, beurtheilt werden müsse.

Die gebildeten Classen unter uns haben ihr Theater; das Volk aber noch nicht. Das, was man gewöhnlich dafür ausgibt, ist von Dichtern ausgegangen, welche die Sitten des gemeinen Volkes nur so weit kennen, als es nöthig ist, um ihren Contrast mit den Sitten der feinern Gesellschaft darzustellen: den Geist aber, der für sich interessiren müßte, ohne Beziehung auf ein fremdartiges Object, vermissen wir fast durchaus an jenen Producten. Das sogenannte Volkstheater wird daher auch meistens nur von einem Publico besucht und geliebt, das den höhern Ständen angehört oder doch angehören möchte, und das, was man belustigend findet, ist eigentlich nur etwas Negatives, die „Gemeinheit" der Handlungen und Aeußerungen nähmlich, die man an der niedern Classe wahrzunehmen pflegt, nicht aber etwas Positives, das, was ihr, auch in ästhetischer und moralischer Hinsicht, einen bestimmten und ehrwürdigen Platz in der Gesellschaft anweiset. Der gemeine Städter, der schlichte Landmann werden daher sich und ihre Classe in den genannten Spielen und ihren Personnagen schwerlich erkennen, und wenn auch, daran vielmehr Aergerniß, als Wohlgefallen haben. Der Vornehme aber wird beym Mangel an lebendiger Volkskenntniß,

sich der Täuschung kaum erwehren, und wohl gar, falls er das Spiel nicht rein gemüthlich aufzufassen im Stande ist, zur Verachtung der niedern Classe unwillkührlich hingezogen werden.

Aber das Volk hat sein Theater gehabt. Nicht bloß zu Hans Sachsens Zeiten, des Mannes, der, weil er in und aus dem Volke empor wuchs, auch für das Volk, im Buchstab und Geiste desselben zu dichten wußte, sondern auch in spätern Zeiten bis auf die unsrigen herauf. Wer nur immer als ein tüchtiger Mann unter dem Volke erschien, der biblischen und Profangeschichte kundig, im Reime gewandt, der gemeinen Sprache und ihrer Sprüche mächtig; der fand Antrieb genug in sich und von außen, dramatische Schildereyen zu entwerfen, und sie des Volkes Schaulust auszustellen. In jedem nahmhaften Orte war eine stehende Bühne, aus den Bürgern und Bauern nähmlich selbst gebildet, unter dem Directorium des Schulmeisters oder sonst eines gelahrten Mannes. Man wählte zur Aufführung, in heiligen Zeiten, z. B. Ostern, biblische Geschichten, Heiligenlegenden, wohl auch allegorische Darstellungen; in der Fasnacht und andern freyen Zeiten Schwänke, Räubergeschichten u. dgl. Langte hiezu der reichhaltige Stoff nicht aus, den fromme oder lustige Patres aus den Klöstern, und andere Volksdichter lieferten, so arbeitete man in den langen Winterabenden auf eigene Faust ein tüchtiges Stück aus, und nachdem es die Censur des Bürgermeisters und das Placet der Honoratioren vor der

Hand erhalten hatte, stellte man es zur öffentlichen Schau aus; wobey man dann des Beyfalls der Einheimischen um so gewisser war, da sie an der Ehre gewisser Maßen Theil nahmen, die dem Schauspiele und denen, die es darstellten, von Auswärtigen gezollt wurden, die in Schaaren zum Feste herbey geeilt waren.

Daß die meisten dieser Schauspiele, besonders von der ersten Art, manche rohe, fremdartige Elemente in sich aufgenommen, und überhaupt weder in der Anlage noch in der Ausführung den dramatischen Forderungen entsprochen haben; das muß man allerdings zugestehen. Allein den Zweck erreichten sie wenigstens, den auch die Meisten unter den Gebildeten von Bühnen-Darstellungen fast einzig verlangen: sie gefielen; und sie würden auch jetzt noch gefallen, wenn der Hang und Drang nach dem Vornehmthun und Vornehm-seyn-wollen nicht unter dem Volke selbst, wenigstens bey denen, die den Ton angeben, zu sehr überhand genommen hätten; eine Erscheinung, die jedoch mehr Ziererey und Großthuerey, als Natur und Erziehung ist. Bey allen Fehlern aber, die man jenen Volksschauspielen mit Recht vorwirft, dürften sie doch noch bey weitem im Vortheile gegen diejenigen stehen, welche man dem Volke heut zu Tage aufdringen oder anschmeicheln will; erstlich jene Possen, die in Rede und Handlung zum Theil die größte Rohheit und niedrigste Unsittlichkeit darstellen; sodann noch mehr jene verweichlichenden, entnervenden Spiele von der fei-

nern Art, die, glücklicher Weise, von den Theatern für die Gebildeten immer mehr verschwinden, aber leider, auch immer mehr auf Volksbühnen sich verbreiten und, wie schleichende Gifte, verderblich wirken.

Wenn es doch ein Mann, ein echter Volksfreund, einmahl versuchte, Schauspiele für das Volk zu schreiben! Er müßte aber nicht nur mit der Art und Weise, wie das Volk denkt und redet, genau bekannt seyn; er müßte nicht bloß die äußern Sitten des Volkes kennen und darstellen (am wenigsten nur die rohe, widrige Seite desselben); sondern er müßte sich ganz in den Charakter dieser Classe hinein denken, ganz zu ihrem Charakter sprechen, mit genauer Berücksichtigung der verschiedenen Abstufungen, die unter diesen Naturkindern noch mannigfaltiger sind, als unter den Gebildeten, welche eben darum, wenigstens äußerlich, nach Einem Maßstabe geformt sind. Er dürfte nicht, wie z. B. der Verfasser der schwäbischen „Schöpfung" in einem glücklich nachgeahmten Volksdialekte, in leichtfertiger Manier das Heilige, Ehrwürdige zu einer, übrigens witzigen Posse entwürdigen; noch vielweniger, wie unser, sonst als Mime sehr schätzbare Buchner das Volksspiel, die Charfreytagsprocession, nicht gedichtet, sondern parodirt und persiflirt hat; sondern wie Hebel seine alemannische Gedichte schrieb, mit dieser lebendigen Auffassung und Darstellung des Volkstones und Volkssinnes, mit dieser Anschmiegung an die Denk- und Redweise des gemeinen Mannes und dieser Empor-

richtung seines Verstandes und Gemüthes zu etwas Höherm, zum Wahren, endlich mit jener frommen, verständigen Gesinnung und jener überaus heitern, freundlichen Begegnung des ganzen Gedichtes. Hätten wir auch nur drey Schauspiele dieser Art, sie würden mehr gefallen und nützen, als hundert Volksbücher, die nur von wenigen gelesen und von noch wenigern verständlich und angemessen befunden werden.

Nach dieser allgemeinen Betrachtung über Volksschauspiele, wie sie seyn sollten, nun zur Schilderung desjenigen, das ich dir, obgleich nicht im Original, doch in einer dürftigen Skizze mitzutheilen versprochen habe. Es führte den Titel: Die heilige Dreyfaltigkeit — eine kühne Idee, wie du siehst, aber auch, wie du wirst gestehen müssen, mit einer eben so wackern Ausführung.

Zuerst erscheint Gott Vater, in päbstlich-kaiserlichem Ornate, eine dreyfache Krone auf dem Haupte, den Reichsapfel in der Hand, ein Schwert an der Seite. Er sitzt auf dem Throne. Vor ihm steht Satanas, mit den Attributen seiner Bastardsabkunft, den Hörnern und dem Schweife. Dieser, der Erbfeind des Menschengeschlechtes, der Lügner von Anbeginn, nachdem er von Gott, der ihn ausgesandt hatte, Erlaubniß zu reden erhalten, fängt an, die armen Menschen arg zu verklagen, und ihr verbrecherisches Treiben teuflisch boshaft zu schildern. „Du, obgleich allwissend (fährt er fort) kennest und würdigst sie nicht so gut, wie ich; du bist zu sehr mit deinen Freuden und Kindern im Himmel beschäftigt, als

daß du dir Mühe nehmest, die Erdenbrut, ihr Elend und ihre Lasterhaftigkeit zu mustern. Ich dagegen liege meinem Berufe treulich ob, durchsuche jeden schmutzigen Winkel des Verbrechens, und sammle Data zur Weltgeschichte und zum Weltgericht." Gott Vater beharrt dessen ungeachtet darauf, er wolle Gnade für Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Da rafft sich der Teufel zusammen, und biethet alle seine Beredsamkeit auf. „Wären sie nur Hurer und Ehebrecher, so könnte er (Gott Vater) sie in ihrem eigenen Sündenschlamm ersticken lassen; aber sie seyen zugleich Gotteslaügner, Sabbathsschänder, Freymaurer, die mit seinem Worte ihr Gespött treiben und ihn und seine Donnerkeile verlachen. Und diese sollen noch fortan ihr Unwesen treiben? Was er für ein Gott sey? (Hier rückt er ihm näher an den Leib, und hält ihm die Faust unter das Kinn). Wenn er (Satan) Gott Vater wäre, er würde auf seine Ehre mehr halten, und das Gewürm, das ihm bis an die Nase kröche, von sich schleudern, ins ewige Feuer." Das wirkt. Gott Vater, über diesen unendlichen Frevel der undankbaren Creaturen hoch erzürnt, drohet, seiner Langmuth ein Ende zu setzen; der höllische Geist ermangelt nicht, das Feuer immer heftiger anzuschüren, um auch den letzten Tropfen der Barmherzigkeit aufzutrocknen. Schon zieht, unter dem Beyfalljauchzen des Teufels, der erzürnte Gott sein Schwert, um das Verdammungsurtheil über die Menschheit auszusprechen — da tritt Gott Sohn auf, und fällt ihm in den bewaffneten Arm. (Er

ist in dem Costüme, wie er gewöhnlich, z. B. als auf dem Palmesel reitend, abgebildet wird). Nun entsteht ein großer, langer Wettkampf zwischen der personificirten Gerechtigkeit und der personificirten Gnade. Gott Vater recapitulirt in Kürze das Sündenregister der entarteten Menschen, und appellirt selbst an das Urtheil des Sohnes, ob da noch Langmuth und Barmherzigkeit möglich sey. Gott Sohn sucht die Anklage des Teufels zu entkräften, die Gebrechen der Menschheit zu entschuldigen, die Gnade des Vaters zu erflehen. (Im Hintergrunde unterhält indessen Satan eine lebhafte Pantomime, die sich, nach jedwelchem Stande der Dinge, entweder in possierlich lustigen oder in tragischen, fürchterlichen Fratzen äußert). Endlich, nachdem die gerechte Sache der Gottheit einerseits, und anderseits die mitleidswerthe Sache der Menschheit kräftig und vollständig vertheidigt worden, ohne daß es jedoch zur Nachgiebigkeit und Annäherung gekommen wäre: da beruft man sich einmüthig auf die Entscheidung des heiligen Geistes. Dieser erscheint, in weißer Toga, mit einer rothen Schärpe umgürtet, und am ganzen Körper mit Strahlenglorie umzogen. Er vernimmt gelassen und aufmerksam den statum controversiae (der Satan ist immer noch theilnehmender, obgleich stummer Zeuge). Dann, nach reifer Prüfung des sonderbaren Casus, entscheidet er dahin: es könne der beleidigten Gottheit nicht anders Recht wiederfahren, und eben dadurch der strafbaren Menschheit Verzeihung und Gnade, als

wenn sich der Sohn Gottes für das Heil der Menschen zum Opfer darbrächte. Nun steigt das Interesse der Handlung aufs Höchste. Der Vater meint: ein solches Opfer sey zu groß für eine Rotte sündiger Creaturen; der Sohn aber erklärt sich zu jeder Art von Versöhnung bereit, die der Gottheit würdig und der Menschheit heilsam sey; der heilige Geist beharrt auf seinem weisen Spruche, ohne jedoch dem Gefühle und der Handlung der beyden andern Eintrag thun zu wollen. Da siegt endlich die Liebe des Sohnes über alle Bedenklichkeiten (Satanas entläuft fluchend und heulend). Man schreitet nun zu einer förmlichen Inauguration des Erlösungswerkes. Während der Vater auf seinem Throne sitzt, mit gezücktem Schwerte, und der Sohn davor steht in der demüthigen Stellung eines armen Sünders, lies't der heilige Geist das Urtheil vor, worin die Leiden alle, denen sich der Heiland unterziehen muß, von seiner Geburt an bis zum Tode am Kreuze, punctweise aufgezählt sind. Das Urtheil schließt mit den Worten: Gegeben in unserm himmlischen Pallaste. Unterzeichnet: Die heilige Dreyfaltigkeit. — Hiemit endigt das Stück.

Jener glaubwürdige Mann, aus dessen Munde ich diese interessante Notiz erfahren habe, versicherte, daß das Publicum die Handlung nicht ohne tiefe Rührung angeschaut habe, und daß gegen das Ende reichliche Thränen geflossen seyen. Eine Erfindung seiner Laune möchte aber der Zusatz seyn: es habe nähmlich, nach vollendetem Stücke, der heilige Geist ein

andächtiges Vater unser und Ave Maria intonirt, welches denn auch, mit großer Erbauung, von dem ganzen anwesenden Publico abgebethet worden sey.

Quae omnia (magst du mit deinem alten Schulkameraden Cornelius Nepos ausrufen) apud nos partim infamia, partim humilia, atque ab honestate remota ponuntur. Aber dann setze auch, nach dem Beyspiele des wackern Heiden, mit christlicher Duldsamkeit und Demüthigkeit hinzu: Contra ea pleraque nostris moribus sunt decora, quae apud illos turpia putantur. (Corn. Nep. in praef.)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Inhalt des zweyten Heftes.

Fortsetzung folgt (S. 3). Gegen die Schulmeister, Prädicanten und Gerichtsschergen, die das Oberdeutsche abgethan wissen wollen (S. 5). Von einem Fehler der Oberdeutschen, der kein Fehler ist (S. 10). Zwey orthographische Streitfälle, nebst unbeliebigen Bemerkungen über den Unterricht in der Orthographie (S. 15). Noch ein solcher Casus, entschieden zur Ehre der Frauen (S. 19). Proben einiger oberdeutschen Provinzialismen, die wenigstens auf allgemeine Duldung Anspruch machen (S. 22). Principien der Etymologie, wobey von Regenten und Ministern, jedoch unverfänglich, die Rede ist (S. 40). Correctur eines etymologischen Pensums (S. 45). Häkeleyen zwischen Meister und Schüler (S. 49). Von den Tonverhältnissen der Vocale (S. 52) und den Tonarten der Consonanten (S. 57). Verwandtschaft aller Sprachen (S. 61). Absprung auf die Poesie, insbesondere der Baiern; einige Animositäten ohne Falsch und Arg (S. 68). Ein baierisches Volkslied; nebst moralischen und kritischen Anmerkungen (S. 76). Ueber Volksschauspiele (S. 84).

Verbesserungen.

S. 5 Z. 5 streiche zu. — S. 23 Z. 14 st. glauben's sie lies glauben sie's. — S. 14 Z. 19 st. Worte l. Wörter. — S. 26 Z. 1 st. Waffel l. Wasche oder auch Wäffling. — S. 28 Z. 1 v. u. st. Mühlenmahler l. Milemahler (von mil, milch, weiß). — S. 35 Z. 12 st. in l. auf. — S. 44 Z. 9 l. Grundwurzel. — S. 50 Z. 5 v. u. l. Faulpolster.

München, 1824.

In Commission der J. Lindauer'schen Buchhandlung.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Aurbacher, Ludwig,

Philologische Belustigungen aus der Brieftasche eines oberdeutschen Schulmeisters

Bd.: 2

München (1824)

L.germ. 19 o-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10583346-6